

# Frankens Werden und Wesen (V)

Ein geschichtlicher Überblick

Von Professor Dr. Heinz Weigel-Erlangen

Schwabenstamm zwischen Klerikern und Adel 900 — 1138

Heinrich II. 1002 — 1024: Grundlegung des kaiserlichen Territorialstaates.

Zeichnet sich in den Urkunden Otos III. vom Jahre 1000 ein kaiserliches päpstliches Fürstentum Würzburg ab, so viel sein Nachfolger Heinrich II. in den Jahren 1002 bis 1007 mit dem Bistum Bamberg ein zweites gleichartiges Fürstentum ins Leben. Mit diesem Plan trug sich der neue König mit dem Tage seiner Wahl, dem 6. Juni 1002. Ihn bewegten zuerst und vor allem ein persönlich freies Reichsfeind, das Verlangen, ein — im mittelalterlichen Sinne — „Gutes Werk“ von königlicherem Ausmaß zu tun, knüpfte verbunden mit dem Wunsch, der großen Tradition seines Stammes, die zwei Bistumsgründer aufwiegen, getreu zu bleiben, weiter auch die aus der kirchlichen Reformbewegung seiner Tage gespeiste Absicht, in den von Würzburg nur ungenügend betreuten Ländern Gotlich der Heiligtümer des Christentums des städtischen Bevölkerungsteils von heidnisch-aherngötterischen Festen zu reinigen und die kirchliche Organisation starker und kräftiger anzustreben. Erst mit dem Jahr 1000 konnte ein politischer Gedanke hinzutreten.

Damals empörte sich Heinrich, gen. Heilich, aus dem Geschlechte derer von Schweinfurt, Markgraf auf dem heidnischen Nordgau, Graf im Volkfeld und Badengau, in seiner Hoffnung, auch nach Herzog von Bayern zu werden, getrieben, gegen den König; doch wurde er in einem raschen Feldzug, der sich auf der Linie Regensburg — Haidbruck — Amberg — Creußen — Kürnach abspielte, besiegt und zur Flucht zu seinem Bundesgenossen dem Herzog von Polen gezwungen. Nachdem er sich dann dem König unterworfen hatte, gab ihm dieser zwar sein Familieneigentum, nicht mehr aber die Staatsämter zurück. Die markpolitische Rolle des Markgrafen, ja seiner ganzen Familie in Ostbavaria war damit für immer ausgeblüht. Was aber konnte den markpolitisch also entthronten Stamm am Obermain im Interesse des Reiches zweckmäßiger ausfüllen als ein neues, vom König abhängiges Reichsbistum? Ein Reichsbistum, an dessen Bischofsstühle die bewegenden Ideen der Zeit ihre Heimstätte finden sollten, die ständische Störung der Kirchenform und die Freude des ottonischen Kaiserhauses an Wissenschaft und Kunst; ein Bistum, dessen Kathedralstadt als ein „zweites Rom“ Stützpunkt der Alpen dem Kaisergedanken deutscher, wirklichkeitserfüllter und damit lebensfähiger als das Rom an der Tiber unter Otto III. verkörpert sollte.

Planmäßig, sorgfältig, aber auch nicht allen bedenkenlos in der Wahl seiner Schritte hat König Heinrich sich 1004 die Bistumsgründung vorweggetragen. Zwar Bischof Mangon von Eichstätt (989 — 1016) verweigerte hart-

nichtig die Abtretung des nördlichen Grenzraumes seiner Diözese zwischen der Pögnitz und der Erlanger Schwäb. Bischof Heinrich von Würzburg knüpfte überließ nach längeren Verhandlungen auf der Pfingstsynode (25. Mai) 1087 zu Frankfurt in aller Form Herzogs des Radesungen und dem Geliebten Zigel des Volkstides mit Bamberg als Diözesegebiet gegen 100 Hufen in und um Meiningen dem König, der ihm in einer geheimen Abschiedung die erzbischöfliche Würde und die Unterstellung des künftigen Bisthofs von Bamberg zusicherte. Allen ebegeleig übernahm Bischof Heinrich, daß es nicht in des Königs Macht lag, eine solche Zusage zu versicklichen. In rascher Folge erlangte von Heinrich II. Ende Juni die Genehmigung des Papstes zur Bistumserrichtung — wenn die Wünsche des Würzburger gegenständlich wurden —, dann zu Aachen im Oktober die Zustimmung der weltlichen Fürsten und endlich, das Berdingeschäft abschließend, am 1. November 1087 zu Frankfurt von einem Generalkoncil von 35 Bischöflichen auch nach deren Einverstänlich und Billigung. Die Einsprüche, die der Bischof von Würzburg durch seinen Kaplan Berenger erheben ließ, kam zu spät und wurde durch persönliche Demütigung des Königs — er warf sich mehrmals der Voraussetzung zu Füßen — und durch ein geschicktes Abstimmungsverfahren durchkreuzt. Noch am gleichen Tage erzwang der König seinen Kanzler Eberhard zum Hirten des neuen Bistums. Dessen selbst stattete er königlich mit Landbesitz aus, so innerhalb Ostfrankens mit dem Krongut Forchheim und dem Platz Fürth, zwei wichtigen Punkten der Bodenseelinie. Das folgende Jahr 1088 brachte dann die Ausführung zwischen dem König und Bischof Heinrich von Würzburg, dem bis zum Jahr seines Todes 1111 der weitere nach wurde Grenzbesetzung mittel werden ließ.

Unter den zahlreichen Schenkungen des Königs an sein Bistum wies von den Jahren bis 1021 nur herausgehoben: Velden, die Platz und der Forst, und Herbruck an der Pögnitz, Hallstadt, Eggolshain, Erlangen und das benachbarte Auzach an der Main-Rednitz-Linie, Langensronn westlich von Fürth und Thiers bei Schweinfurt. Der Tod des Eichstätt Bischofs Megingos gab dem Könige endlich die Gelegenheit, von Bischof Gundekar (1018—11) die Überlassung des Diözesegebietes nördlich der Pögnitz an Bamberg zu erzwingen. Der andere Wunsch Heinrichs, auch der nördlichen Lebensweise und Föhnabhängigkeit eine Heimstätte in Bamberg zu gewähren, ging mit der Gründung des Benediktinerklosters und dem Michaelsberg in Erfüllung. Am 11. Juni 1024 starb der König in der Pfalz Genua in Sachsen; sein Leich fand die letzte Ruhe im Dom zu Bamberg.

Im Jahre 1185 wurde Kaiser Heinrich II. unter dem Bischof Egilbert heilig gesprochen. Die Gründung des Bistums Bamberg ist sein großes Verdienst von Kirche und geistiges Leben, auch in Franken. Der Betrachter der politischen Geschichte Frankreichs freilich sieht in Heinrich II. den Herrscher, der die letzten wichtigen Bestandteile karolingischen Kronguts leichten Herzens weggegeben hat, um sich einen persönlichen Wunschgedanken zu erfüllen. So

nicht er am Abschluß der Reihe, die mit Otto II. anhebt und mit Otto III. zur Höhe ansteigt. Aber beide verfolgten mit der Waggabe von Königsgut und Königrechten noch politische Zwecke. Davon kann bei Heinrich II. nur in sehr beschränktem Maße und nur an zweiter Stelle die Rede sein.

So bleibt als Ergebnis des Ottoschen Jahrhunderts das kaiserliche Krongut, die Fiskalbuchereien und zum Teil auch die Forste nebeneinander den Könighausern waren in geistliche Hände übergeben. Franken war um 1022 kein Königland mehr; es war auf dem Wege, sich umzugrüßen in ein Fürstentum, in dem das geistliche Fürstentum die weltlichen Herrschaften überzog und überstrich.

**Konrad II. (1024 — 29) und Heinrich III. (1039 — 48): Neugründung der Königsmacht; Reichsministerialität und Bürgerrecht; Krongut Nürnberg.**

Und doch hat das neue am Oberrhein beherrschte Königsgeschlecht der Salier dem Lande Franken noch einmal den Stempel des Königlandes auf- und eingepreßt. Zwar die Könighausern waren geistlich an die Bischöfe abgegeben. Doch ein doppelter Einsatz hat sich dem Königtum in neuen jugendlichen Volksschichten. Aus der Masse der am Herrenhof beschäftigten Unteren hob der Herr immer wieder Einzelne zum persönlichen Diener in seiner Nähe heraus, zur Leitung des herrschaftlichen Haushaltes, zur Verwaltung seiner Besitzungen, zum militärischen Dienst als Heiler. So bildete sich ein durch den täglichen Umgang mit dem Herrn hervorgehobener Kreis von Personen, bald von Familien, die Dienstmannen oder Ministerialen. Wog bei dem Herrn nur der Erfolg in seinem Dienst, so erfüllte sich diese Schicht der Dienstmannen völlig mit den Wünschen und Denken des Herrn, nicht zum wenigsten auf dem Gebiet der Politik. So wurden die Reichsministerialen neben den Geistlichen der Reichskanzlei zu bewährten Trägern und scharfen Werkzeugen königlicher Politik.

Auch die Reichsministerialen waren mit Landbesitz als Lohn versorgt. Doch zu dem Reizen im Gefolge des Königs durch das Reich, den diplomatischen Sendungen, die sich ja bis nach Byzanz (Konstantinopel) erstreckten, zu den Hombfahrten zur Kaiserkrönung und zu den kriegerischen Hülfszügen konnten die Ministerialen nach verbrieftem Rechte vom König Zusätze in barem Geld verlangen. Aber Gold und Silber vermochte das handliche Krongut mit seiner Nannarwirtschaft nicht zu schwingen. Den Ottonen floß Geld zu aus dem aufblühenden Städtewesen der Lombardi (Oberitalien), wo Handwerk und Handel sich mächtig entfalteten. Sie und noch umfassender die Salier haben die Grundlagen für die Geldwirtschaft auch in Deutschland bereitet durch Förderung des Marktverkehrs, durch Umwandlung der nur vorübergehend besuchten Marktplätze in dauernd bewohnten Marktsiedlungen, Stätten des Gewerbetriebs und der Handelsfähigkeit. Aus ihnen sollten sich im 12. Jahrhundert ohne Änderung ihres wirtschaftlichen Gehaltes durch Ummauerung Städte bilden, oft in enger Verbindung mit einer Burg, immer aber dieser

durch die Umfestigung gleichartig. So konnte dem Bayern hinter seinem Durchein der Stadtbewohner hinter der Mauer als „Bürger“ erscheinen.

Das Königtum dieser Art stand dem ersten Salier Konrad II. in Ostfranken noch nicht zur Verfügung. So war er darauf bedacht, zwischen den beiden Bistümern dieses Landes ein Gleichgewicht herzustellen. Offensichtlich bevorzugte er dabei das Bistum Würzburg, dessen Bischof Hegrichard (1018 — 34) er in dem Fürstbistum im Rang nach zwei weitere überließ: im südlich-thüringischen Kemptenwald um das Kloster Murrhardt und im feillich-thüringischen Grenzraum nördlich von Meßelstadt, letzteres eine Verstärkung der würzburger Stellung zwischen Felds und dem mächtigen Adelsgeschlecht der Henneberger. Die Übertragung königlicher Hochgerichts in Würzburg selbst, der Münze, der Flügelsgerichtsbarkeit, des stiftlichen Marktes, des Zalles und der Gerichtsbarkeit, an den Bischof (1020) machte diesem zum alleinigen Herrn seiner Kathedraleisch. Dagegenüber lag die Überlassung von Ansbach an Bamberg kaum ins Gewicht; ja man glaubt bei Konrad in seinen letzten Regierungsjahren die Absicht zu erkennen, die nachpolitische Stellung Bambergs zu schwächen.

Im gleichen Jahre 1020 glückte es Konrad II. in Ostfranken mit eigener Königsmacht Fuß zu lassen. Nachdem er die Empörung seines Nichten Herzogs Ernst von Schwaben niedergeworfen hatte, gingen allen Ansehen nach dessen Ministerialen in und um Weissenburg an den König über. Gerade in der Handlung dieses Raumes lag seine Bedeutung: die Straßen von Ostfranken, von Würzburg und von Bamberg her, galten sich hier nach Bayern und Schwaben. Der Grund zur staatlichen Reichspflege und Reichsstadt Weissenburg war damit gelegt.

Auf dieser vom Vater betretenen Bahn, Wiederaufbau einer Königsmacht in Ostfranken, konnte Heinrich III. fortschreiten. Veranlassung dazu bot ihm seine Ostpolitik, die auf Stärkung des deutschen Einflusses in Polen, Böhmen und Ungarn gerichtet war; günstige Gelegenheit schuf ihm der Tod Bischof Eberhards von Bamberg. Der Mißerfolg des ersten gegen Böhmen geführten Feldzugs 1040 legte dem König die Schaffung einer rückwärtigen Linie lebensfähiger Krangüter auf hiesigem Boden, dessen Herrung ja der König selbst war, nahe. So entstanden unterhalb des Fusses von Farch I. Wald um Cham das „Changricht“, an der Nahe die „marchia Naldurg“ und als drittes Glied der „Landes Narimberch“ rund um den Felsenberg — das bedeutet eben der Name „Naurishere“ „Nürnberg“ — an der unteren Pegnitz. Zwar muß hier seit den Siedlungen Heinrichs II. das Bistum Bamberg; aber Bischof Eberhards Nachfolger, Suldger (1040 — 1062), ein Angehöriger der Hofgeistlichkeit, der sog. capella, sah sich genötigt, das Krangut Farchheim dem König zurückzugeben, ebenso auch den Platz Farch mit allen seinen Zugehörungen, besonders mit dem Wald zwischen Pegnitz und Erlanger Schwabach. Zu drei wohl schon vorhandenen Höhen rechts und links der Pegnitzfurt wurde am Südhang des Felsenberges eine bürgerliche Siedlung

planmäßig geschaffen, in die der Markt von Firth mit Zoll und Münze verlegt wurde. Ob damals schon auf dem Berg eine Burg erbaut wurde oder erst im Zusammenhang mit dem Investiturstreit, ist nicht mehr zu entscheiden. Das Waldland nördlich der Pegnitz, der sog. Schaller Forst wurde als Lehen an Ministerialen zur Haltung ausgetan. Unter ihnen heben sich heraus die Bortkalden am Pegnitzlauf, die Herren von Gründlach (südl. v. Erlangen) an der Straße nach Norden zum sächsischen Harz, die von Rüsselbach und die von Echeman, beide an der von Nürnberg nach Nordosten (Eger) führenden Straße. Als leihmäßige Verkörperung dieser im Dienst für ihren königlichen Herrn unermüdet und auch bedenkenlos tätigen Ministerialen erscheint uns Ottfried von Kechman, den die Bamberger Domherren in die tiefere Hölle wünschten.

Zwar lag diese neue Kronpag Nürnberg mit seiner Hauptmasse auf kaiserlichem Stammesboden — 1020 hielt ja Heinrich III. hier einen Hoflag mit den Großen des Herzogtums Bayern wegen der Krönführung gegen Ungarn —, aber die Herkunft der ersten bürgerlichen und bürgerlichen Städte nicht nur aus Bayern, sondern auch aus Franken, die kirchliche Unterstellung Nürnbergs unter das fränkische Bistum Bamberg, vor allem aber die enge, nur selten und dann nur für kurze Zeit unterbrochene Verbindung mit dem deutschen Königtum rufen Nürnberg mit seiner Landschaft mehr und mehr aus dem Gefüge Bayerns heraus und erschaffen es in Ostfranken ein. Aus einer ausserpolitischen Notwendigkeit heraus, eine innerpolitische Gelegenheit nützend, schuf Heinrich III. im fränkisch-bayerischen Grenzraum ein nach Osten und Norden blühendes Kronpag, legte er den Keim zu einer deutschen Reichstadt, die auf den Gebieten der Wirtschaft und der geistigen Kultur die Ostpolitik ihres Schöpfers fortsetzen sollte, bis der „Kaiserne Vorhang“ unserer Zeit sie lebensgefährdend von Osten Europas abschneiden würde. In der Stauferzeit sich kräftig entwickelnd, wird Nürnberg als Reichstadt für vier Jahrhunderte, von 1250 bis 1800, die Ehre Hauptstadt Frankens, Würzburg überbügeln; heute tragen sie beide trotz schwerster Wunden, die Verantwortunglosigkeit gegenüber Menschheitswerten ihnen geschlagen hat, gemeinschaftlich und doch konzentrisch gegeneinander abgestimmt, das Leben Frankens, Würzburg bewahrt die geistig wissenschaftlich-künstlerische Seite, Nürnberg stärker die wirtschaftlich-technische Seite betreuend.

So war unter den ersten Salern die Bodmitzstrasse Wolzenburg-Forchheim wieder unmittelbares Königsland geworden, z. T. auf Kosten Bambergs. War es vielleicht auch eine persönliche Entschädigung, als der Kaiser, erbittet von der Notwendigkeit, Kirche und Papsttum zu reformieren, 1046 Bischof Seliger auf den Stuhl Petri erbott? Das Bistum Würzburg hatte seit 1004 Bruno, ein Angehöriger des Hertscharhauses, inne; sein Nachfolger Adalbero (1043—1055) förtlich hat nicht nur Würzburgs orts- oder vermutliche Rechte gegen Fulda und Bamberg streiftbar verfahren, er sollte, ganz dem Gedanken der „Freiheit der Kirche“ lebend und froh mit

der Tradition Würzburg treuend, sich blindlings gegen das Königtum Heinrichs IV. wenden.

Hingegen war wiederum Bischof Gebhard von Kichenstett (1042—57) einer der aufrichtigsten Freunde des Kaisers in Ostfranken, den er gleichfalls 1057 als Papst Viktor II. mit der päpstlichen Tiara belohnte und betraute. An der Taufe konnte sich Heinrich III. auf ein um (das spätere) Rothenburg und um Mergentheim legitimes Adelsgeschlecht, in dem der Name Eusebius üblich war, stützen. Aber mehr noch als Ostfranken war Sachsen durch die Silberbergwerke des Harzes zu der für die Königsmacht wichtigsten deutschen Landeshälfte geworden. Unbestritten war bei Heinrichs III. Teil des Fürstentums des Königs. Und doch lauerte ein Gegner, verhehrt und bedroht durch die einflussreiche Stellung des Episkopats und der Ministerialität im Reiche, das hochadelige weltliche Fürstentum, seiner Stunde.

## Die vorgeschichtliche Sammlung des Mainfränkischen Museums in Würzburg

Prof. Peter Eschrich

Die vorgeschichtliche Abteilung des Mainfränkischen Museums ist, soweit es sich um wissenschaftlich wertvolle Fundstücke handelt, fast ohne Verluste durch das Katastrophenjahr 1945 gekommen. Im Oktober 1923 konnte Dr. v. Freuden im Erdgeschoss der Richter-Bastel die Schausammlung eröffnen, die alle schwerwertigen Funde enthält. Für Forschungsarbeiten werden in Zukunft noch eine Studiensammlung und das vorgeschichtliche Depot zur Verfügung stehen. Die Schausammlung ist zeitlich geordnet und nach Kulturen gegliedert.

1. Aus der Altsteinzeit sind nur wenig Funde zu sehen, da ja auch nur einzelne Herden der urtümlichen Gabelzweiräder durch unser Land strifften. Ausgestellt sind ein guter Abguss des hornvollendeten Faustkeils von Mäuserstadt und Handspitzen, Klingen und Schaber von einer Feuersteinflint bei Kitzingen und einigen anderen Orten. Zeitlich reichen sie vom Acheuléen der 3. Eiszeit (etwa 150000 v. Chr.) bis zum Magdalénien der 4. Eiszeit (etwa 10000 v. Chr.).

2. Aus der Mittelsteinzeit (10000—4000 v. Chr.) sind einige hundert der beachtenden Mikrolithen-Kleinsteine aus der Sammlung des Schuldrats Spatz vom Herrmannsee b. Großlangheim ausgestellt: sehr instruktive Pfeilspitzen, Klingen, Kratzer, Bohrer, Angelhaken u. a., dazu Klopffeste, Bohrmaterial und Abfall, eine schöne und eindrucksvolle Zusammenstellung aus der Kultur des Tardénisien.

3. In der Jungsteinzeit (4000—1500 v. Chr.) besaß der Mensch schon die Kunst der Töpferlei. Daran sind zunächst Tongefäße der bei uns vertretenen

Kulturen zu sehen: halbkugelige Köpfe der Bandkeramik, reich verzierte Gefäße der Rössener Kultur, Becher und Amphoren der Schwarzkeramik und Glockenbecherkultur. Die verschiedensten Arten der geometrischen Verzierungen, die nach zeitliche und landschaftliche Wandlungen erkennen lassen, sind zur Anschauung gebracht, dazu die gebräuchlichsten Gefäßformen. Die Funde stammen hauptsächlich von den Lößlandschaften aus mittleren und unteren Main.

4. Von einer jungsteinzeitlichen Festung auf dem Altenberg über der Gallach bei Burgerroth im Odenwälder Gau bringt eine Vitrine Anschauungsmaterial der Altheimer Kultur, die vom Donauland her bei uns eingewandert ist. Hier fallen neben Stein- und Knochenwerkzeugen sowie Gefäßresten besonders Hirschkornfassungen auf, eine Spezialität, die bei den Steinbeilen als Verbindungsglied zwischen Steinflugs und Holzspeer verwendet wurde.

5. Da die Bandkeramiker aus ihrer Donauländerei den Ackerbau als stützende Erzeugnisse mit ins Mainland brachten, sind auch ihre Arbeitsgeräte häufig bei uns zu finden: „Schalksteinkeile“ — große Steinbeile als Pflugscharen, sodann Feldhacken, Parfumsäber, Steinbeile, Steinmehel, Steinmesser, aber auch Pfeilspitzen und größere Spitzen für die Jagd.

Eigenartig sind die spitzzackigen Beile, die einem anderen Volke zugeschrieben werden, nämlich den Michelsberger Leuten, die nach dem Michelsberg bei Bruchsal benannt wurden. Wenn aber Spitzzackbeile größer und aus kostbarem Gestein gefertigt sind, z. B. aus Aktinolith (Selen) oder aus Nephrit (Kleinlangstein), dann müssen sie von den Glockenbecherleuten stammen, die am Main da und dort auftreten. Von all diesen Kulturen sind gute Beispiele in einer eigenen Vitrine gezeigt.

6. Die jungsteinzeitlichen Schwarzkeramiker waren vorzüglichste Viehzüchter und Jäger. Auch hat man ihnen kriegerischen Sinn zugeschrieben; denn von ihnen sind ausgezeichnete Waffen überliefert. Eine eigene Vitrine zeigt kunstvoll ausgebildete und durchbohrte Steinbeile, auch eine der so seltenen Kreuzhammervorte (Okerstein), dazu Pfeilspitzen, Messerklingen, rechteckige und trapezförmige Beileisen. Dabbe, wie das kleine Kilschneider Stück aus rotem Feuerstein, veredeltändiges diese eigenartige Waffensammlung.

7. Von der Hügelgräber-Bronzezeit sind nur ein paar unbedeutende Tongefäße vorhanden, dafür aber eine eindrucksvolle Zusammensetzung aus der Spätbronzezeit um 1000 v. Chr., die wir heute Urnenfeldzeit nennen. Diese Gefäße fallen durch eigensinnige Form und Verzierung auf: Zylinderkannen, Schüsseln, Schalen, Henkelkannen mit Rippen oder Riefen oder auch mit Geländen und plastischen Buckeln auf der Schulter. Besonders gute Stücke stammen von Tauberhüttenstein, Malmsauferstein, Mellrichstadt, Kiffeld, Goldbach und Kleinheubach. Eine Seitenwanne ist ein Schälchen mit 3 Fößchen von Goldbach.

8. Von der Bronzezeit, da man als erstes Metall die golden bruchende Bronze verwendete und durch Mischung aus Kupfer und Zinn herstellte, ar-

ältesten Waffen und Schmuck, z. B. ein Griffungenschwert aus Würzburg, Vollgriffschwert aus Langgrünwälden und Albertshausen, Dolche von Karlstadt und Zentbrunn, Messer und Pfeilspitzen. Der Frauenschmuck umfasst Nadeln, Finger-, Arm- und Halsringe. Die schönsten Schmuckstücke von Silber und Thonblei fallen auf Zwei Hügelgrabfunde von Pfaffenheim und Steinfeld, enthalten geschickliche Armaspiralen, Brillenspiralen und Armringen und eine Kette aus großen Bernsteinperlen.

9. Unter den urnenfelderrätlichen Bronzen sind besonders die Depot- oder Verwahrstücke von Niedersberg und Gochsheim hervorzuheben. Der Niedersberger Fund mit Siteln, Messern, Kettengliedern, Nadeln, Halsringen und Spiralführchen, mit Lappenblei und Brillenspirale enthält „atmosphärische“ Stücke, die zum Einschmelzen bestimmt waren, und neue Ware, die verkauft werden sollte. Eine kl. goldene Sonnenscheibe (Goldstück) und eine rötliche Sonnenscheibe (Heidlingsblei) deuten auf Sonnenverehrung. Auch Pfaffenheim ist zu sehen, ein Griffungenschwert von Trübsberg und ein Antennenschwert aus Unterfranken.

10. Aus der Hallstattzeit (350—500 v. Chr.) besitzt das Museum eine große Menge von Tongefäßen. Ausgestellt sind u. a. herrlichende Kugeltuchannen von Epfachheim und Pfaffenheim, reich verzierte Prachtgeschalen mit 3 Tonrögleichen von Orsbach, Gefäße mit Steinwannenrelief. Doble, aber gute „Kalenberberg-Keramik“ stammt von Althausen bei Kissingen. Besonders bemerkenswert sind eine halbe Feinsilberplatte von Karlstadt und 2 abgestufte Feinsilberplatten von Eßfeld und Epfachheim. Unter den Bronzen der Hallstattzeit seien nur hervorgehoben beide Gürtelbleche mit getriebener Verzierung, ein Halskett aus Messing und gelben Glasringchen, dazu Haars-, Ohr-, Hals-, Arm-, Finger- und Fußringe, Schlangen- und Bogenfibeln und die oft bestanden Totleitungsgefäße, bestehend aus Finsette, Oberröhrlöchern und Nagelröhrlöchern, die von Frauen und Männern in einem Ringchen am Gürtel getragen wurden.

11. Zur Latènezeit (500—0 v. Chr.) scheint Unterfranken nicht direkt berührt gewesen zu sein; nur wenige Gefäße, u. a. vom Leinsteingrund in Würzburg, zeigen davon. Unter den Eisenwaffen fallen Kurzschwerter auf (Kleinlangheim), unter dem Schmuck der Torques (Uerspringen) als charakteristischer keltischer Halsring, unter den Armasringen Knotenarmringe (Kleinlangheim), unter den Fibeln solche mit zurückgebogenem Fuß, der eine Rosettenscheibe aus Korallenplättchen vom Mittelmeer trägt (Berggrünbach), unter dem Hufeisen eine Kette aus 120 kleinsindigen Glasperlen. Nicht übersehen darf man hier die goldene „Regenbogensteinleier“, welche die Münze sechs Münze unserer Landschaft darstellen und den keltischen Reizen zugeschrieben werden.

12. Da während der ersten Jahrhunderte n. Chr. der westliche Teil Unterfrankens durch den Limes in das römischbesetzte Gebiet einbezogen war, wurde als Hinweis auf diese Zeit ein Grabfund aufgestellt, der erst vor zwei Jahren in Obernberg ausgegraben wurde. Er besteht aus einem hohen Grabstein, dessen



Inseln, die Namen des bestatteten Ehepaares und des Stifters enthält. Der Stein ist auf einer weichen Steinplatte aufgestellt gewesen und darauf stand eine Aschenkiste, die nach die Oberseite der Beerdbestattung enthält und mit einer dünnen Steinplatte abgeschlossen war. Neben dem Grabstein wurde eine erstaunlich große Anzahl von römischen Gefäßen aller Art ausgegraben, die natürlich einst Speise und Trank enthielten, dazu Scherben von Glasgefäßen, eine Tuschauge und etwas Kleingerät.

13. Die Zeit der germanischen Einwanderung ist zunächst veranschaulicht durch Tongefäße, z. B. durch markenmarkierte Gefäße vom letzten Jahrhundert v. Chr. aus Würzburg, durch weinliche Gefäße aus derselben Zeit von Untermaß, worunter sich das Urbild des fehöfischen Beckenschnitts aus Würzburg befindet(?); durch frühromanische Gefäße von Balderheim aus dem 2./3. Jh., durch schwarze Schalen und Flaschen eines wohl thüringischen Töpfers von Elliken aus der Zeit um 300 n. Chr. und durch die charakteristischen doppelkannelten Töpfe der Merovingenzeit aus dem 6. und 7. Jahrhundert.

14. Eine Wandtafel ist durch ihren reichen Inhalt an germanischen Waffen und Schmuckstücken auf, die hauptsächlich aus Reichenheim stammen. Da ist die Spatha zu sehen, d. i. das zweischneidige Langschwert, der Sax, d. i. das einschneidige Kurzschwert, die Lanzenspitze, das Messer, der Schildhaken. Weitere Tongefäße lassen die Kunst der Töpfer und ihren Handel mit römischer Ware erkennen. Jetzt erscheinen auch Glasgefäße, die von den Franken nach römischen Vorbild im Rheinland gefertigt wurden. Jeder Besucher wird bei den eigenartigen Einscherber von Hellmuthheim bewundern. Eine Zusammenstellung von Halsketten, die aus großen und kleinen Beirperlen zusammengesetzt sind, zeigt einem lieblichen Halskettchen der Franken. Die Perlen sind aus Bernstein, Glas, Ton und Stein, zum Teil aber aus Email gefertigt und erheben durch ihre frischen, leuchtenden Farben. Auch Gürtelschnack war sehr beliebt. Am wertvollsten sind durchbrochene Bronzeschnaken (Pflanzstein, Handhaken), außerdem Gürtelschnallen und Hängensagen. Die Fibel oder Gewandspange ist gut vertreten mit zwei S-Fibeln von Seinsheim, mit einer kleinen Adlerfibel von Garschheim, mit einer emailverzierten Fibel von Balderheim, mit mehreren Almandinfibeln, die zwischen silbernen Stegen des weinroten Almandin-Edelschmelz in kleinen Plättchen enthalten. Die Frankenfibeln aber sind außer einem silbernen Anreißer von Himmelsberg die vergoldeten Silberfibeln von Thüngenheim, Himmelsberg und Heilingsfeld, letztere oft abgebildete Bruststeine aus einem Frauengrab. Alle diese Dinge beweisen, daß die germanischen Töpfer, Waffen- und Goldschmiede ausgezeichnete Kunstgenossen zu heißen verdienen.

15. Im Raum sind nach einige Tongefäße aufgestellt, die als Vorratsgefäße für Getreide und Hülsenfrüchten dienten in den verschiedensten vorgeschichtlichen Zeiten, wobei ein Pflugsmodell als steinerner Pflugschar und ein Getreide-Messerschäbel, die zeigt, daß das alteuropäische Zerkleinern der Getreidekörner zu Mehl einst bei uns genau in der gleichen Weise vor sich ging wie im alten Ägypten; das Bild der mahlenden ägyptischen Sälerin ist ja allgemein bekannt.

Dr. G. Kuhn, Bamberg

Franken kann für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, das wichtigste Dokument vorzeitlichen Lebens geliefert zu haben, den berühmten Urvogel *Archaeopteryx* aus den Lithographiensteinern des obersten Weißjura von Solnhofen. Schon 1868 wurde im Kohlenschen Abschnitt des Solnhofener Gneisesteinbruchs der Abdruck einer kleinen Vogelfeder gefunden, den der Paläontologe Hermann von Meyer in seiner großen Bedeutung richtig einschätzte. Bereits ein Jahr später kam nahe der Untergrenze der Plattenkalke, in 20 m Tiefe, in dem schon mit langen abgelaugten Ottomanschen Abschnitt desselben Steinbruchs jenes berühmte Skelet von Trossengröße zum Vorschein, das 1869 um 600 Pfund Sterling an das Londoner Museum für Naturgeschichte verkauft wurde. Es ist unersichtlich, daß man diesen einzigartigen Fund ins Ausland geben ließ, statt ihn für die bayerische Staatsammlung für Geologie und Paläontologie zu erwerben, wo er seiner Herkunft entsprechend hingehört hätte und das Glanzstück der in- und ausländischen Fauna gewesen wäre. Schließlich wurde im Jahre 1877 der bisher letzte, aber mit Abstand schönste Urvogel von J. Dörs in seinem Steinererb an der Wagschide nach Eichmühl entdeckt. Auch dieser Fund verließ nicht in Bayern, er wanderte um den Preis von 20 000 Mark ins Berliner Universitätsmuseum. Hatte das erste, im Jahre 1861 gebundene Skelet den wissenschaftlichen Namen *Archaeopteryx lithographica*, d. h. Urvogel aus den Lithographiensteinern, erhalten, so ist das zweite, im Jahre 1877 aufgebundene Skelet unter der Bezeichnung *Aechaeopteryx* ebenfalls benannt gewesen. Den Artnamen ebenfalls erhielt der Fund deswegen, weil der Industrielle v. Sömmern das Geld zum Ankauf desselben zur Verfügung gestellt hatte. Nachteilig wurden zwischen den beiden Urvogelskeletten so große Unterschiede erkannt, daß man den zweiten Fund sogar einer neuen Gattung zuteilen wollte, doch sind über diese Frage die Asten noch nicht geschlossen.

Der Urvogel, unter dem Namen *Archaeopteryx* benannt gewesen, ist mit Abstand der bedeutendste und gelehrtste Fund aus der Vorwelt. Er wird der logischen Forderung der Abstammungslehre nach Zwischenformen gerecht und verbindet in idealer Weise das Reich der Vögel mit dem der Krustentiere (Hepitiden). Die Mehrzahl der morphologischen Merkmale des Urvogels zwingen uns, ihn als einen primitiven Vogel zu betrachten; was ihn aber von allen lebenden Vogelarten unterscheidet, ist der lange, aus 20–21 freien Wirbeln bestehende, zweiseitig befiederte Schwanz, die drei freien, krafttragenden Finger der Hand und schließlich das Vorhandensein abdrücker, in Zahnhöhlen steckender Zähne in Ober- und Unterkiefer. Dazu kommen noch viele weitere primitive Merkmale, wie die lockere Verbindung von Brustwirbeln und Rippen, die zweiseitige Befiederung des Unterschenkels usw.

Die Lithographischleifer bei Solnhofen, schon von dem alten Könige in Bayern erworben (natürlichliche Bänkerstelle enthielten Solnhofener Platten als Inschriftentafeln oder als Plattenbelag für Miltzschler), haben noch weitere bedeutsame Funde aus dem Tierleben der Jurazeit geliefert (insgesamt über 400 Arten), darunter zahllose Insekten, die in die Lagune hinaus geirrt sind und dort bei Ebbe auf dem offenen Kalkschlamm klängen blieben, vielgestaltige Krabben, vor allem aber Fische und die herrlichen, äußerlich an unsere Federmaße erinnernden Flugsaurier. Hier mögen dem kurzen Hinweis genügen! Man darf hoffen, daß bald ein „Miltzbuch“ auch weiteren, naturwissenschaftlich interessierten Kreisen die schönsten Funde aus dem Lithographischleifer von Solnhofen-Schicht vor Augen führt, ähnlich dem herrlichen „Holmsudbuch“, das uns mit dem Tierleben des Schwarzjurasenens bei Holmsuden in Württemberg bekannt macht.

Im frühlichen Jahr liegt noch ein weiterer Fundort, der ebenfalls als paläontologisches Areall große Berühmtheit erlangt hat, wenn auch nicht ansehnend jense, wie die soeben besprochenen Lithographischleifer: Bann, auf einem Vorberg der eigentlichen, von Weßjura gekrönten Frankenalb gelegen. Hier hat in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts der herzogliche Kammerer Carl von Theodori die damals weltberühmte Petrosfaktorenammlung angelegt, an der die größten Forscher seiner Zeit, wie Marshon und Leopold von Buch pilgerten. Das berühmteste Schaustück der Bann'ser Lokalpetrosfaktorenammlung, wie sie sich selbst so bescheiden nennt, ist der 2 m lange Schädel des Ichthyosaurus wigandii; leider ist das übrige Skelet unvollständig. Dagegen sind andere Funde aus dem vielgestaltigen Geschiebe der Ichthyosaurier (Fischerbecken) recht vollständig. Auch die Knochenteile, die langhalsigen Petrosaurier, die Federmaasskälcher Flugsaurier, vor allem aber das Hirn der Fische, Krabben, Ammonoiten und Helmsiten ist z. T. überreich vertreten. Heute ist die Sammlung in Bann leider nicht mehr so aufgestellt, wie das wünschenswert wäre und ihrer wissenschaftlichen Bedeutung entsprechen könnte. Eine Neuaufstellung und Unterbringung in staubdicht abschließenden Schränken wäre dringend geboten, viele Stücke befinden sich in einem Zustand des Verfalls, der unbedingt noch aufgehoben werden muß, solange es nicht zu spät ist.

Zur gleichen Zeit, als Theodori in Bann seine berühmte Sammlung aus dem Schwarzjura(Lias-)Schichten aufbaute, war im nahen Bayern der Regierungsdiaktor Graf zu Münster tätig. Er sammelte in den Muschelkalkbänken bei Badlach ebenfalls die Knochen alter Meereswirbel, die ihrem höheren Alter entsprechend aber noch ältertümliche Züge der Organisation aufwiesen. Der erstmals von Graf zu Münster beschriebene, mehrere m lange Neothosaurus ist auch nicht so vollkommen dem Meeresleben angepaßt wie der kreidloseige. Schließlich wurde im Jahre 1877 der bisher letzte, aber mit Abstand schönste Ichthyosaurus, Neothosaurus konnte seine Existenz zum Gehen und Schwimmen beweisen, er war ein Tier der Uferregion, des Strandes. Hier war er ho-

gleicht von anderen Sandsteinen, deren erste Kenntnis wir ebenfalls der Sammelthätigkeit des Grafen zu Münster im den Bayreuther Muschelkalkablagerungen verdanken; dem breckligigen, massenlockenden Muschel, dem spitzenhäutigen Petrusmus, dem extrem langhalsigen Terebratulid und weiteren mehr.

Nach heute sind viele der Münsterschen Funde und Originale in der Konservatordienstsammlung zu Bayreuth vorhanden, aber leider immer noch in Kästen verpackt dem Publikum entzogen.

Nach eine weitere Kostbarkeit liegt dasselbe Bayreuther Museum. Ich meine die zahllosen Pflanzenabdrücke aus den Tausendfüßern der ausgehenden Kreide- und beginnenden Jurazuk. Das Meer war erst im Vordringen begriffen, vor ihm bildeten sich grobkörnige Sandsteine, aber auch feinkörnige Schiefer- sowie, in denen sich deutbare Abdrücke der damaligen Pflanzenwelt erhalten haben: Schachtelhalme, Farne, Samenfarne, Nagelalgen (*Cyathoiden*), Nadelbäume, Ginkgohölzer usw. Diese untergegangene Pflanzenwelt weist auf subtropisches Klima hin, nördlichliche Vorkommen kennen wir auf den heutigen Inseln Sumatra, Java und Borneo.

Als letzter Fundort sei Ehrach, berühmt durch seinen herrlichen Kirchhof und das ehemalige Kloster genannt, jetzt ein nicht minder bedeutungsvoller Name in der Erdgeschichtsbewahrung. 1825 wurden dort in einem Sandsteinbruch — es handelt sich um den meist wellenförmigen Bismundstein des mittleren Keupers — armale Krebser und Zähne entdeckt, die auf Fische und große Reptilien hindeuten. Weitere systematische Ausgrabungen haben einen ungeheuren Reichtum einer Fauna und Flora bewohnenden Sandsteinwelt ergeben, wie man sie dem immer für „starr“ gehaltenen fränkischen Keuper niemals zugestehen hätte. Mannigfache Panzerlarven (*Amphibien*) von der Gestalt eines Bismundamandars kamen zum Vorschein, langhalsige Krinoiden von Kriechfüßlergestalt wurden aus den harten Sandsteindübeln herauspräpariert, fast alle bis dahin völlig unbekannt und zudem ganz unerwartet. Die neuen Gattungsgruppen für diese Tiere entsprechend ihrem Fundort gewählt: *Fränkisches*, *Ehrachianisches* und *Bismundianisches*. Kleine Muscheln, die in den schichten Süßwasseransammlungen der Keuperweise lebten, ergänzen das Bild ebenso, wie der Wäntzschel *Conostrobus* (ein Vertreter der Langen- fische) oder die nach Tausenden zählenden kleinen Krebser, die vor 200 Millionen Jahren in einem Tümpel bei Ehrach lebten und bei dessen Austrocknen zugrunde gingen. Es verdient hier noch hervorgehoben zu werden — weil es die Illustrierte sogar in wissenschaftlichen Kreisen verbreitete Meinung, unser Keupergebiet sei gut erforscht und kaum noch Neues bieten, Lagen starr und wieder zu weiteren Suchen und Forschen anregt —, daß der Historiker und Ehrachbürger von Bahffert, der Tüchereimeister Josef Kohl, in etwa gleichzeitigen Keuperschichten bei Zell ähnlich vielgestaltige Lebensspuren nachweisen konnte. Bei Zell überwiegt allerdings die Landfauna, die der Nachdruck liegt auf muscheligen Pflanzen, auf großen, zweibeinigen, Insek-

lich wohl an Kängurus erinnernden Säugetern, von denen Kehl zahlreiche Fell-  
 einbrüche sammelte. Das Wasserleben tritt gegenüber Eland zurück, zwar sind  
 auch die Panterstarbe und kleine Kröten da, dagegen fehlen noch die großen  
 Krokodille und Lungenfische. Aber ein Fund aus dem Kuiper (Sondanien-  
 sendeit) von Zell, der Heven Kehl gelang, nicht heute noch in der Trias  
 Frankreichs einzigartig, als unerhörtes Unikum da, der Abdruck eines großen  
 Querschnitts, eines Fisches, aus dessen Gruppe sich die vierfüßigen Wirbel-  
 löwe entwickelten und von der man in den letzten Jahren nun auch — wider  
 allen Erwartung — lebende Vertreter im Indischen Ozean gefangen hat.

## In einem kühlen Grunde

Kleine Betrachtungen zum deutschen und irakischen Mühlenwesen

von

Peter Schneider und J. B. Johannes

### I.

In den Veröffentlichungen des Frankensandes ist zufällig bis jetzt meines  
 Wissens noch kaum von den deutschen Mühlen gehandelt worden. Einmal muß  
 aber davon gesprochen werden. Es gibt natürlich keinen Menschen unseres  
 Kulturkreises, dem man die Bedeutung der Mühle, mindestens der Mühlmühle  
 erst begrifflich machen müßte, und wohl auch keinen Franken, dem man sagen  
 müßte, daß die Mühle namentlich auch in unserer Heimat schon immer eine  
 besonders große Rolle gespielt hat: landschaftlich, wirtschaftlich, rechtsges-  
 chichtlich. Aber hören wir zunächst das Allgemeine, und wenn dieses Allge-  
 meine schon durchaus bekannt ist, der schone es wenigstens als eine repetition  
 mit willigen Danke hin.

Das Wort Mühle ist ein Lehnwort aus dem Lateinischen. In dieser Sprache  
 heißt mahlen „movere“; davon sind die Hauptwörter „mola“, der obere Mühl-  
 stein, die Mühle, und „molinarum“ oder „molinum“ in derselben Bedeutung ab-  
 geleitet. Die „mola aquaria“, die Wassermühle, ist in der herkömmlichen Form  
 eine römische Erfindung; freilich soll schon vorher z. B. Mithradates d. Gr.,  
 im 2. Jahrhundert vor Christus, eine Wassermühle besitzen haben. Aber bevor  
 unsere Verfahren das Wort und die Sache um die Wende vom Altertum zum  
 Mittelalter aus dem römischen Kulturkreis entlehnten, hatten sie schon einen  
 eigenen, indogermantischen, im Lateinischen zufällig nicht vorhandenen Wort-  
 stamm für Mühle gehabt; er erscheint im Althochdeutschen als „churn, quira“,  
 später „küra“. Die Kenner der deutschen Schriftmannsgeschichte werden sich  
 an einen Hinesinger erinnern, den man den Kürnberger nennt; er ist nach  
 einer Örtlichkeit Kürnberg, „Mühlenberg“ genannt. Aber auch in irakischen  
 Namen wie in Kürnach, LK Wüschburg, Scheffelbüchlein des Mainz und Ort,  
 erscheint dieser Wortstamm; wir haben als ältere Form „quira“<sup>1)</sup>, Mühl-

wasser, zu denken, und dieser Name ist uns durch die Würzburger Marktschreibung aus 778, rechtsrheinischer Bogen, erhalten: „Jannu offan Grimbere (heute Grimbere bei Würzburg) in das Grimbere (zu den Wasserlöchern), dann in Quirnaha zu demo Gernano rede (zur Körner bei der Hohe des Gewins), dann offan Quirnaberg...“. Auch solche Fluß- und Ortsnamen wie Quornach und Quornart sind wohl mit diesem Wort gebildet. In bemerkenswerter Abänderung erscheint es im Namen der Steigerwaldgemeinde Kernhöfstadt, nek. Kiren-, Kurnhöfset. Eine sprachliche Änderung wie diese zeigt, daß zu einer gewissen Zeit das ursprüngliche Wort aus dem Sprachbereich des Volkes zu schwinden begann und infolgedessen volksetymologisch an ein anderes Wort von ähnlichem Bestand angelehnt wurde.

Aber warum ist das alte Wort Quirn außer Gebrauch gekommen, warum ist es von dem Fremdling Mühle verdrängt worden? Der Fremdling siegte auf der ganzen Linie, und dies zeigt sich schon darin, daß mit der Karolingerzeit die mit „Mühle“ gebildeten Siedlungsbezeichnungen völlig das Feld beherrschen. Es darf an die rund 30 deutschen Orte namens Mühlstein und Mühlheim erinnert werden, an die 30 Orte Mühlhausen, darunter in Franken Mühlendorf bei Bamberg, an die Mühlhof und Mühlhof, in Franken Mühlendorf bei Bamberg, an die rund 20 deutschen Orte Mühlbach, oder an solche Namen wie Mühlberg, Mühlacker, Mühlfeld und noch viele ähnliche. Und was den Inhaber einer Mühle betrifft, so hat sich wohl der Familiennamen Quirner, auch Körner erhalten, und auch die Körner oder Körner gehören meist hieher; aber im ganzen amtlichen und öffentlichen deutschen Sprachgebrauch kennen wir nurmehr ausschließlich den Müller, und dazu gehört das Heer der Familiennamen Müller, Mülle, Müllner, Müllner, Müllner, Müllner, Müllner, alle untereinander auch lateinisiert als Molitor. Warum also? Weil das Wort „Quirn“ ursprünglich nur die dem Germanen bekannte Handmühle bezeichnete, das lateinische Wort aber die Wassermühle. Auffällig gebrauchen dann die Deutschen nach ihr alten Wert auch für die Wassermühle; dies zeigt gerade ein solches Wort wie Quirnaha, Mühlwasser. Dann aber siegte, wie gesagt, der Fremdling auf der ganzen Linie über die altdeutsche Handmühle, und mit dieser verschwand ihr Wert aus dem täglichen Sprachgebrauch. In der Folge kam das Lehnwort nicht nur für die Wassermühle, sondern auch für die Windmühle in Gebrauch. Diese wurde im inneren Deutschland und besonders auch in Franken aus begrifflichen Gründen nicht gebrauchlich. Einerseits hatte man hier meist mehr oder minder schnellfließende Gewässer, andererseits setzt die Windmühle lang und gleichmäßig wehende Winde voraus und blieb daher den großen Hochflächen oder Tiefländern vorbehalten, etwa den Hochflächen der Pyrenäenhalbinsel, wo Don Quixote weltberühmte Windmühlen stand, oder der norddeutschen Tiefebene mit der ebenso weltberühmten Mühle von Sanssouci.

Daß die Handmühle in sehr alte Zeiten zurückreicht, ist ein Gemeinplatz. Die Gewahrsam, Getreidekörner zwischen Steinen zu streifen, ist schon für die jüngere Steinzeit bezugt. Zahlreiche Mahlarbeite haben sich erhalten,

zahlreiche Abbildungen des Handmühlensbetriebes im vorgeschichtlichen Kulturkreis, so in altägyptischen Wandgemälden. Das Mahlen zwischen zwei Steinen erschien Moses ebenso wie Hauser. Das Wesen der Mühle, nämlich oben diesen Zerkleinerer steinigen Steinen, hat sich ja auch in der Folge nicht verändert: nur der Motor, der Bewegung wurde veredelt. Auch dies gehört zu den großen Erfindungen der Menschheit.

In unserem Frankenlande boten die unzähligen Flüsse und Bäche seit dem frühen Mittelalter unzählige Möglichkeiten, die Kraft des Wassers für das Mahlen des Getreides, dann aber auch der Ölflechte, der Knochen, für das Zerkleinern der Baumstämme und seit dem Spätmittelalter für die Herstellung des Pulvers und des Papiers auszunützen. Es gibt Bäche in Franken, an denen sich die Mühlen wie eine — sagen wir einmal: wie eine Perlenschnur aneinanderreihen. Ein Beispiel: am Castellbach, der von Castell in Unterfranken nach kurzem Laufe in den Main mündet, befand sich eine ganze Reihe von Mühlen, darunter eine Pulvermühle. Je nach Landesherrlichkeit und Fließgefälle hielten sich die unter- und die oberhalbliegenden Mühlen die Waage. Zehnten sind die regulierten und nach Bedarf gestauten „Mühlbäche“, die man vom ursprünglichen Bachlauf abzwigte. Auch viele frühliche Mühlen waren einst von wahrhaft idyllischer Schönheit, und die Mühle und ihre dazugehörige Verkleinerung ist aus unserem Schrifttum nicht wegzudenken. Zuweilen fanden sie sich, wenn das fließende Wasser dies ermöglichte, schon hoch oben an Bergflüssen, wie bei Nassach am Hallberge:

„wo auf Bergen Mühlen geh'n,  
in der Heimat ist es schön!“

Nicht so idyllisch waren oft die Rechtsverhältnisse und Rechtsstreitigkeiten, die sich aus dem Mühlensbetrieb ergaben und die z. B. dann besonders heftig wurden, wenn, wie vielerorts, die Wasserefälle des Mühlbaches im Lauf der Jahrhunderte nachzulassen begannen. Dazu kamen Mühlerechtsstreitigkeiten, die sich aus dem Zwangs- und Banrecht ergaben. Denn selbstverständlich wurden die älteren Wassermühlen von denen gegründet, die dazu besonders günstig waren, von den Großgrundbesitzern, den Grundherren, an der Spitze vom König: im Kapitel III des Capitulaire de villis, der Landgüterordnung Karls d. Gr. ist z. B. von den *molinarii* (lat. *molina* „Mühl“), also von den Mühlern der Königshofe die Rede. Der Grundherr aber konnte seine Hinterlassen zwingen nur in seiner Mühle mahlen zu lassen und dafür mußte eine Abgabe, ein *Molter*, lat. *molitura*, entrichtet werden. In diesem Zusammenhang darf man an eine vielleicht als merkwürdig erscheinende Tatsache erinnern: der Müller erscheint heutzutage meist als ein Mann von Besitz und Gehalt, als durch die Besonderheit seines Berufs aus der übrigen Bevölkerung herausgehoben; einst aber gehörte sein Gewerbe zu dem „unehrlichen“, es war „unehrlich“; dies wußte der Müller allerdings mit anderen nützlichen Gewerben, wie dem Schäfer, dem Bader, dem Weber, gar nicht zu reden vom Schinder und Hecker. Der Begriff „unehrlich“ bezog sich eben damals, nicht so wie heute,

„betrügerisch“ usw., sondern er bezog sich auf die Unfähigkeit zu Ehrenwerten, Zucht- und Lebensrechten. Diese rein deutschrechtliche Einrichtung erschien freilich schon dem 16., mehr noch dem 17. und 18. Jahrhundert als eine Übersteigerung des Begriffs Ehre, und so blieb durch einen Reichsschluß von 1751 nur noch der Schläger (und die unehelichen Kinder) dem Makel der rechtlichen Ansehnlichkeit unterworfen. Mit dem Verfall und der Aufhebung des Lebenswesens und der mittelalterlichen Zuchtverfassungen verflüchtigte sich die Vorstellung von „unehrlicher“ Gewerbe vollkommen, und heute ist, wie schon gesagt, „unehrlich“ nur noch ein rein persönlicher, sittlicher Makel.

Auf diese Ausführungen allgemeiner Art folge nun eine Abhandlung, die, auf Grund eigener Studien des Verfassers, die besonderen Höhenverhältnisse eines kleinen irrtümlichen Ganges im Auge faßt und auch durch einige zahlreicher Besitzverhältnisse landwirthschaftlich beleuchtet. Peter Schneider

## II.

### Von Wasserrädern und Wasserschöpfeln im Werragebiete

Die Ausnutzung des fließenden Wassers zur Dienstleistung für die menschlichen Bedürfnisse war schon bei den, selbst hochkultivierten Völkern des Alterthums geschichtlich und notwendigerweise dort, wo die Natur dem Menschen das lebenspendende Naß knapper zuzuführt, als bei uns: auf dem Balkan, im Orient und zum Theil in den tropischen Ländern. Heute noch sind dort Schöpfpfläder zur Vermahlung von Getreide, zur Beschwerung usw. anzuwenden. Am Nil, am Euphrat und Tigris, an den Strömen Chinas und an den heiligen Flüssen Indiens wird mit Hilfe von Schöpfpflädern Wasser vom Fluß auf die von der Sonne ausgehörrten Felder und Anpflanzungen gehoben.

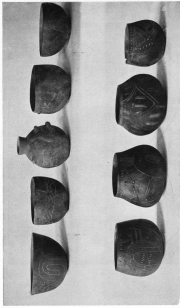
Wie und wann in Deutschland Schöpfpfläder zum erstenmal benutzt wurden, ist bis heute nicht vollkommen geklärt. Dr. Konrad Kugler nimmt jedoch in seiner grundlegenden Arbeit über die irrtümliche Wasserschöpfpfläder an, daß von 1250 bis spätestens 1400 die Wasserräder an der Regnitz eingeführt wurden und erbringt hierfür eine Reihe circumstantieller urkundlicher und kulturgeschichtlicher Belege. Das Regnitz- und Rodnitzgebiet wird wohl die meisten Schöpfpfläder in ganz Bayern besitzen. Im oberen Maingebiete, kurz nach dem Zusammenflusse des weißen und roten Maines, dreht sich in den vereinigten Wassern bei dem Schlosse Steinhausen ein Schöpfpfläder und in geringem Abstände ein zweites. 2 Wasserräder befinden sich auch am roten Main und eines an der Steinach, kurz vor dem Zusammenflusse mit der Schotzast. Ferner sind im Gebiete des ehemaligen bayerischen Nordgraus noch Wasserschöpfpfläder in den Thälern der Naab und ihrer Quellflüsse, der Wald-, Fichtel- und Heide-naab. In den Gewässern der Vils, der Lusterach und der Schwarzach, sohan der Schwarzen Laber und des Regen waren die Schöpfpfläder einst keine Seltenheit. Das Verbreitungsgebiet der Wasserschöpfpfläder in Bayern war also früher und ist noch heute der Merkwürdigkeit der Fränk. Alb., namentlich aber



„In einem kühlen Grunde —“

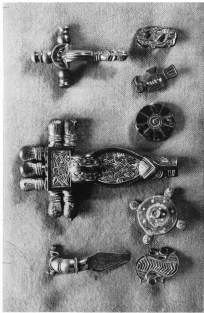


Wassermühl am Weinsandbächen bei Erlack. Foto: F. B. Johannes, Erlangen.



Museo de la Universidad de México

Exposición de Arte



Mineralogisches Museum

Christliche Platte aus Unterfranken

# Dokumente vorzeitlichen Lebens in Franken



Breugel (*Achannopsis sinuata*) aus dem oberen Kreidezeit (solcherzeit Platanus) von Eibstadt 45.  
(Nach G. Brönnimann)

denen westliche, nördliche und östliche Umgebung. (Vgl. „Über das Vorkommen von Wasserschöpfelrädern in der Fränk. Alb und ihrem Verlande“ von Dr. Hans Gießbeger, Frankenthal, 1913).

Die nach vorhandenen Wasserräder an dem Weismainflussechen (nicht zu verwechseln mit dem „weißen Main“), welches in Kleinsiegenfeld entspringt und bei Altdorfstadt in den vereinigten Main mündet, sind keine Wasserschöpfelräder, sondern Wasserräder vor allem für den Mühlenbetrieb (Getreide- und Schneidemühle), dann für landwirtschaftliche Zwecke (Inbetriebsetzung von Dresch- = etc.-Vorrichtungen). Die für den Bestand unserer Lehrerseminare so notwendige technische Entwicklung trifft in dieser ganzen Sache mit vorher Hand ein; von den noch um 1800 zwischen Forchheim und Fürth vorhandenen 200 Wasserrädern ist nur noch eine geringe Zahl vorhanden, während die anderen den wirtschaftlicheren elektr. Saugpumpen weichen mußten. (Vgl. Hans Schabl, „Wasserrmaschinen als techn. Kulturdenkmale in der Fränk. Flußlandschaft“).

Doch sehen wir von den Wasserrädern ab, so bilden eine besondere Zierde der Weismain-Alb die Jahrhunderte alten Mühlengebäude. Gleich im Ursprungsbiete in und bei Kleinsiegenfeld sind 4 Mühlen. Die Stoffelmühle — jetzt Wasserwerk — liegt unter der stielgelassenen Hauptquelle. Eine Türe enthält die Jahreszahl 1750 i. D.; wahrscheinlich wurde zu dieser Zeit eine Erneuerung vorgenommen. Die Erhardsmühle — jetzt Schneidemühle, mit schönem Fachwerk — dürfte zu den ältesten Mühlen in der Gegend zählen. In einem Notkasten ist noch die Zahl 1624 zu erkennen. Unterhalb des Ortes liegen die Schwarzenmühle mit herrlichem Fachwerk, errichtet 1721 von H. Weiß; die Rindleinsmühle (Bestand Fehr, v. Seckendorf), Erweiterungsbauern 1829 durch Gust. Hübner.

Unweit der Arnstädter Terrasse, nahe der alten, liegt verschwundenen Hammermühle, waren noch vor einigen Jahrzehnten die Reinen der ehem. Schöpferradmühle sichtbar. Heute sieht dort der hübsche Bau des Wasserwerkes (Reichmannsholzgruppe). Den Fuß des schiefgedeckten Waldberges aber ziert der prachtvolle Fachwerkbau der Weiskermühle, zuerst erwähnt in einer Urkunde v. J. 1356. In der Nähe ist eine Schneidemühle mit altem, großem Wasserrad. Die ehem. alte Papiermühle, später Getreidemühle „Waldmannmühle“ befindet sich unterhalb der Seite. Als Besitzer wechselte im Laufe der Zeit Fiedler, Hopfenmüller (1646), Barth, Stumpf (1682), Erb. Hopfenmüller (1683), Dorothea Biedermann (1646), Dorothea Stumpf (1673), Trampel (1773). Spätere Besitzer sind: Waldmann, Cuhorg, Cuhorgs Sparkasse, Eberlein, Benzschlegel 1911 erworben durch Daxer.

Die Schrammendorfermühle (schönes Fachwerk) gehörte unger. dem Kloster Langheim. Ein Stein oberhalb der Haustüre trägt die Jahreszahl 1739 T. K., an einer anderen Stelle erscheint die Zahl 1753 H. K. 1656 hat J. Schmitt die Mühle bei einer Vereinigung zwischen Übergabe des Anwesens 1659 von der Witwe an den Stiefsohn Mich. Schmitt, 1695 ist Georg

Schmitt Besitzer, mit 1828 Georg Hammer. In Erlach dreht sich am Überreichten Laubgewinden von Erlan ein großes Wasserrad, das ausschließlich landwirtschaftlichen Zwecken dient (siehe Aufzähne).

Weismain hat noch 4 Getreidemöhlen:

1. Die Stadtmühle

Nach einem Anzeuge v. d. Stadtkasse Weismain v. J. 1538 wurde die Stadtmühl, i. d. sog. 1631 gelegen, bestehend aus einem Malgang, 2 Getreidegängen, 1 Walk- und Lehgang, dann einer Ölmühl (2 Fein- und Wisenweilen) an Joh. Dorn um 2900 fl verkauft.

Als Besitzer erscheinen in der Folgezeit:

1632 Hans Paier, 1721 Joh. Genselhardt, 1767 Hans Gg. Wächter, 1780 Joh. bzw. Balb. Hopfenmüller, 1823 (27. 2.) überlassen die Stadtmühlerechtheute Ernst und Barbara Hapmann die Stadtmühle mit 3 Gängen, dann Mal- und Walkmühle einschli. 1 Wisen an Friedr. Agatz; 1841 Ernst Kleinhelein, 1865 Joh. Gründel, 1879 (4. 1.) Gg. Höfer. Letzter Besitzer Heinrich Böber. Die 3 großen Mühlenecker waren noch vor Jahrzehnten zu sehen.

2. Die Mittelmühle (urspr. Kloster Langheim'scher Besitz). 1702 wurde das Wohngebäude verbrannt. Das Mühlengebäude ist sehr alt. Von den Besitzern sind Hans Beck 1605, Hans Ulrich 1712, Gg. Wächter, Rich. Krüsch 1791 (i. Kaufvertr. v. 30. 12. 1791 v. Gg. Wächter um 2600 fl erworben), Joh. Partheimüller 1813, Gg. Pfaff 1835, Gg. Förs 1835, Baptist Förs 1862, Franz Förs 1911 zu nennen.

3. Die Kastanienmühle (jetzt. Rosenmühle) an der Kraamach war früher eines der größten Gebäude i. Weismain, 1445 besitzt sie Fritz Müller, 1548 Otto Rosenmüller, 1606 Valentin Schmitt, 1815 hat Pankr. Balb. 3 Mahlgänge samt Schlag- und Neummühle und das Wohnhaus erbaut. 1628 erscheint Lorenz Och als Besitzer, 1708 Joh. Genselhardt, 1711/12 ist i. d. Gotteshausrechnung Erhard Hopfenmüller genannt. 1813 Appollonia Hopfenmüller, 1818 Gg. Schmitt. Dann folgten Gregor Schmitt, Liborius Steppert, Pankr. Balb., 1913 Joh. Wagner, heutige Besitzer die Witwe des Joh. Wagner.

4. Die Neummühle (idyllisch gelegener Bau mit noch erhaltenem großem Wasserrad) war nach dem Schwedenkriege lange Zeit eine öde Halbtot. An Besitzern wechselten: Joh. Gottfried Weyersmüller 1748, Hans Gg. Dietz 1748 M. Ulrich 1806, Erb. Ulrich 1806, sodann Andr. Dietz im gleichen Jahre, Erb. Ulrich 1812; 1843 hat Seligmann Bayer v. Burglenstadt dort eine Wollenspinnerei vertrieht, 1852 kaufte Karl Hartum das Anwesen um 7200 fl. Karl Hopfenmüller erwarb die Mühle am 28. 12. 1866 v. J. Holmann. Sodann folgte Karl Hopfenmüller jun.

Im unteren Weismainthale liegen:

Die Röhrigermühle (jetzt. Kloster Langheim'sche Mühle) Der jetzige massive Bau ist 1728 entstanden; an der Hausfront ist die Statue d. hl. Florian zu sehen. Als Besitzer sind zu nennen: Köster, Kraus, Partheimüller, Ulrich, Schwanth Adam, Schwanth Joh. Gg., Münchhardt mit l. u. 30 und Konrad Dettewitz mit 1837.

Die Altenkunstadt's Mühlen und zwar die Kienmühle (jetzt Sägewerk) besitzen um 1200 Partheimüller, um 1664 Joh. Vogler. Nach Vogler kamen: Bedwitz, Metzner Joh., Künzel Konrad, Schmitt Alexander (Pantoffelfabrikant, später Elektrizitätswerk). Verkauf an Schreiner v. Schöfflin. Hierauf folgte 1928 Hans Terauf, der Sägewerk und Getreidebescherei einrichtete. Die Wisenmühle (vom Porzellanfabrik). An Besitzern wurden Gg. Och 1810, Heinrich Hofmann 1877 und seit 1902 Karl Nehmzow benannt. Die Besitzer Rotemann und Hager haben i. J. 1911 die Porzellanfabrik eingerichtet.

Die Neumühle (früher Heroldmühle) mit altem arabischem Wasserrad. Der frühere Bau ist im 30jhr. Kriege abgebrannt. Neumühle und Wisenmühle mußten gemeinschaftlich das Holz für den Guldberg liefern. Als Eigentümer erscheinen i. L. der Jakob: Partheimüller, Heineich, Christoph, Konrad, Andreus und Nikolaus Schuster (Schuster ist langjähriger Hausname). Die Größinger'sche Endmühle (ehem. Kloster Langschin'sche Mühle) stiftete die Heide Mühle i. Altenkunstadt ein. Im Gebälk des später erfolgten Fachwerkaufbaues ist die Jahreszahl 1789 (H. E. M.). Marg. König, Burkard, geb. 21. 12. 1810, verheh. sich am 28. 3. 1833 mit Lorenz Och aus Haldfeld — später auf der Rehmühle —, 1846 Beckmüller. I. J. 1910 war Hans Ulrich Besitzer. Der Name Ulrich ist langjähriger Familienname gewesen.

#### Mühlen in den Nebentälern des Weismaintales

Im romantischen Krausach-Bärenental finden wir die Krausacher-mühle mit schönem Fachwerk (jetzt Elektrizitätswerk). Alte Bezeichnung war Seckelmühle, oberhalb der Haustüre die Jahreszahl 1799, ein Stein des Aufbaues enthält die Jahreszahl 1838. Von den einzelnen Besitzern sind Martin Endreß, Martin Endreß und zuletzt Hans Hopfenmüller zu erwähnen.

Die Hochstammühle (früher Dienstmühle — ein großer Fachwerkbau —) ist einige hundert Meter talaufwärts. Die alte Mühle ist abgebrannt; darauf wurde die kleine Felskapelle (gegenüberliegend) errichtet. Hopfenmüller kommt hier als Hausname lange vor.

Im Nienstomental war bis 1920 die Mühle Nienst im Betriebe, die im 16. Jahrh. von dem Bamberger Fürstbischof erbaut wurde. (Fachwerkbau)

Im Schöpfleinsgrund und zwar in Kasparer Klapprie noch vor ca. 70 Jahren eine Mühle. Das einstückerige, am teit. Ortsausgang gelagerte Gebäude wurde von Schnappauf errichtet; letzter Besitzer war Herbst. Seit ca. 30 Jahren ist das Gebäude abgebrochen.

Die vielen Besitzernamen aus dem Weismingrund, die wir auflisten und die natürlich ihre orts geschichtliche Bedeutung haben, werden schließlich dem Fernstehenden wenig besagen und bedeuten; Ihn dürfen wir auf das Typische der Mühlennamen selbst hinweisen. Dies ähnlich sind bezeichnend für die in ganz Franken übliche Art der Mühlenbenennung. Eine Gruppe der Namen entspringt altfränkischen Gabelnbezeichnungen: Krausacher Mühle (Name des Barfies), Weißere-, Wisenmühle, Bährigenmühle (vom Saumpferde, soweit nicht etwa der in Franken nicht seltene Familienname Bährig vorliegt), Mittelmühle. Andere Namen gehen auf technische Eigentümlichkeiten oder be-

sondern Nebenwerk zurück: Kastenmühle, Radmühle. Besonders häufig sind die Namen von Besitzern häufig geliebten Herrlichen, Dörers-, Erhards-, Herbs-, Schreplers-, Schwarzen-, Stoffels-, Wallmanns-, vielleicht auch Kirmmills. Meistlich wird die Mühle einfach nach dem größeren Ort genannt, so dem sie gehört: Niesener, Schwanenröhrermühle; und eine Stadt wie Weismain spricht gern von ihrer Stadt- oder Dörfmühle. Daß schließlich eine Benennung wie „Stammühle“ immer wiederkehrt und wiederkehren muß, so wie Neustadt, Neudorf usw., liegt auf der Hand. J. B. Johannes

## Fränkische Krugbäckerei

Wir haben eine Aufschrift, die der fränkischen Töpferkunst gewidmet sein soll, im 2. Jahrgang 1952 Seite 11 mit einem Aufsatz von Johannes Johannes: „Die ersten Töpfer in der fränkischen Welt“ begonnen. Danach folgt eine Darstellung über die einstige Keramik im Untermaingebiet.

Carl Störmer:

### Keramik am Untermain

Der Main ist nicht nur eine Verkehrs- und Kulturader, sondern er ist in seinem ganzen Verlauf auch gekennzeichnet durch wichtige Vorkommen bedeutender Gesteine. Die Tonvorkommen des Untermaingebietes sind seit langem bekannt, aber auch andere keramisch nutzbare Rohstoffe finden sich hier. Diese haben schon zu sehr frühen Zeiten in verschiedenen Niederlassungen an dem Fließufer die Menschen zu gelbbrauner Arbeit für den Tagesgebrauch und den Kultus veranlaßt. Die Bodenkunde hat u. a. in jüngster Zeit neue Grabfelder aufgedeckt, welche hiervon Zeugnis ablegen. Eine Sonderstellung nehmen die Arbeiten der römischen Töpfer in den Castris des Untermain ein. Ihre Terra sigillata war noch bis vor wenigen Jahren ein ungelöstes Geheimnis, bis es der deutschen wissenschaftlichen Forschung gelang, seine Lösung zu finden und sie somit nicht nur reproduzierbar zu machen, sondern über das bekannte etruskische Sigillatkeris hinaus neue farbige Entwicklungen von beachtlichem Schöneheitswert zu ermöglichen.

Vor allem hoch- und spätmittelalterliche Töpferwaren mit fehrigen Glasuren bezogen einen weiteren Schritt der Entwicklung von der unglasierten Terraotta zum Isopengeschirre. Seine Herstellung erfolgte lange Zeit in zahlreichen Hüftenwerkstätten des Untermaingebietes, wo sich ausgesprochenes Töpferhandwerk bildeten, wie Hainhofen, Meinfingen, Dieburg, Klingenberg. Der Klingenbergert Ton hat als hochwertiger, feuerbeständiger und hochschmelzbarer Rohstoff und Zusatzton eine hervorragende Rolle gespielt, ebenso die sehr feinen Tone von Aichaffenburg und Meinfingen. Die hiervon hergestellten Geschirre spielen als Handwerkswaren und wegen ihrer Keuchfestigkeit eine bedeutende Rolle für die Lebensbedürfnisse. Bei Übergang des Fürstentums Aichaffenburg an Bayern waren in seinem Bereich noch über



20 Halbfertigen vorhanden, welche den Geschirrbedarf der bürgerlichen und bürgerlichen Haushaltungen deckten.

Daneben half, zunächst vornehmlich für den gehobenen Bedarf der verschiedenen Hofhaltungen des Adels, auf gleicher Rohstoffgrundlage die Herstellung der Fayence, ebenfalls ein Isingostück, das jedoch mit einer deckenden, weißen, unter Zusatz von Zinn hergestellten Bleiglaze überzogen wird, die eine reiche Bemalung nach Möglichkeiten bietet. Wieder ist es das Untermaingebiet, das einen geradezu imposanten Schwerpunkt der deutschen Fayenceherstellung ausmacht. Die Fayencerien in Frankfurt, Kilsterbach, Olfenbach, Hanau, Flörsheim beweisen das neben anderen. Diese Fayencen kamen ursprünglich aus dem vorderen Orient über Spanien nach Holland, dann rhein- und mainaufwärts nach Franken und waren so etwas wie ein Ersatz für das echte ostasiatische Porzellan, dessen Herstellung in Europa erst Anfang des 18. Jh. durch Böttcher in Meissen begonnen worden konnte.

Auch hier ist das Untermaingebiet später würdig vertreten durch die Porzellanmanufaktur in Höchst, deren Porzellan sich vor allem durch eine hervorragende Transparenz und schneeweiße Farbe auszeichnet. Da es nachgewiesen ist, daß zu seiner Herstellung untermaingebische Rohstoffe nach Höchst geliefert wurden, kann angenommen werden, daß deren Eigenart und Qualität sehr gut waren, was sich auch durch meine eigenen Versuche bestätigt hat.

Über England land dann später auch das Steingut seinen Weg zu uns. Es wiederholte sich, daß die heimische Rohstoffgrundlage auch für dieses Erzeugnis herangezogen wurde, das vor allem in der Steingutfabrik zu Ansbachburg/Donau fabrikmäßig jahreslang hergestellt und ausgeführt wurde. Meine eigenen langjährigen Versuchsarbeiten zur Herstellung von Steingut unter Verwendung verschiedener leitender Erden und Gesteine brachten überaus gute und schöne Ergebnisse, doch wurden sie in dem allgemeinen Strudel von Niedergang und Krieg gelassen. Heute wie einst liegen jedoch auch die Rohstoffe da und harren einer vernünftigen Verwertung; sie wären heute wie einst geeignet, wertvolle Wirtschaftsgüter daraus herzustellen, zumal mit den deutschen Ostgebieten leider ein großer Verlust an keramischen Rohstoffen und Fertigungskräften zu verzeichnen ist.

Das einst so vielseitige und blühende Gebiet keramischer Gewerbetätigkeit am Untermain ist heute veröden. Es erweckt fast paradox, daß sich trotzdem und dank sehr wirtschaftsgeographisch so günstiger Lage alljährlich zweimal das gehobene keramische Schaffen der gesamten Bundesrepublik andächtig der Messe in Frankfurt a. M. ein großes Städtchen gibt, wo außerdem für die ganze Welt keramische Farben hergestellt werden. Ansbachburg aber, einstmals auch so etwas wie ein Mittelpunkt der Keramik am Untermain, liegt zwar in einem stillen Museum eine reichhaltige, aber nicht eben sehr bekannte Sammlung von hochwertiger Keramik in beachtlicher Qualität, ist aber leider entgegen seiner Berufung heute eine keramisch tote Stadt.

# Von fränkischer Kultur

## Die fränkischen Tage 1935

Der Monat Juli wird in diesem Jahr für den Frankenbund besonders eigentümlich sein. Die sommerliche Stadtfahrt findet vom 17. bis 19. bzw. 20. des Monats statt; sie wird an anderer Stelle dieser Nummer angekündigt und wird später noch ausführlicher verbesprochen werden. Auf den 2. bis 10. Juli aber sind die Fränkischen Tage 1935 angesetzt. So wird der Juli die doppelte Art unserer Arbeit sinnfällig zeigen: die vorwiegende Aufnahme der Nazus- und Kulturwerte durch eine der Zahl nach beschränkte Teilnehmererschaft an der Stadtfahrt, und die vorwiegende Darbietung eines durch unsere Kultur gezogenen Querschnitts durch die Fränkischen Tage.

Diese Tage haben bereits eine kleine Geschichte oder Vorgeschichte. Am Anfang stand ein „Fränkischer Tag“ zu Würzburg 1932. Er brachte bereits sehr Schönes und Beachtliches, er brachte vor allem in der Frankenhalle Darbietungen des fränkischen Volkstums in Tracht, Musik, Gesang und Tanz; eine Volkstanz, die sich sehen lassen konnte. In Erinnerung daran gewann bei der Bundesleitung der Gedanke Raum, daß es Pflicht des Frankenbundes sei, in gewissen Abständen — sagen wir alle zwei Jahre — in den größeren Städten Frankens reibend fränkische Wochen zu veranstalten, die jeweils möglichst alle Seiten unserer Kultur zu berücksichtigen hätten. Dieser Plan bestand noch bis vor nicht allzulanger Zeit; allmählich aber — und hier sind wir für den Rat erfahrener Männer sehr dankbar — erschien es rätlich, von der alten großen Fera, die den Frankenbund außerordentlich bekannt hätte, abzusehen und etwa die Halbwochenform zu wählen: „Fränkische Tage“, etwa 7 an der Zahl; und so soll es in diesem Jahre sein. Es ist nicht mehr als recht und billig, daß wir damit in der alten Hauptstadt Ostfrankens, in Würzburg, beginnen, und der Zeitpunkt ist so gewählt, daß der letzte der fränkischen Tage mit dem ersten Tag des vollständigen Würzburger Kilianfestes zusammenfällt und dieses mit einleitet.

Was an solchen drei fränkischen Tagen gezeig werden kann, ist sehr mannigfaltig, und die Zusammenstellung wird jedesmal eine andere sein können. In diesem Jahre soll der 1. Tag vorwiegend der Heimatpflege gewidmet sein: belehrende Kurzvorträge vor den Landleuten, den Bürgermeistern und allen für Heimatpflege Begehrten oder auch für damit Betrauten; auch eine singende Führung durch das Mainfränkische Museum. Mit einer mehrfachen Großveranstaltung, einem fränkischen Konzert der Bamberger Symphoniker, wird der erste Tag ausklingen. Der 2. Tag wird vorwiegend der Wissenschaft gewidmet sein; bedeutende Kenner werden über die Vorgeschichte, die fränkische Religionsgeschichte, Gebräugeschichte, politische Geschichte sprechen; festlich wird auch dieser Tag ausklingen mit wertvollen musikalischen Darbietungen zu Ehren des großen Sammlers der fränkischen Volkslieder Baron von

Dittarth. Am 3. Tag werden sich viele fränkische Volkstanzgruppen in Würzburg versammeln und in einem Festzug wie in Darbietungen auf dem Reckplatz sicherlich sehr viele Zuschauer und Zuhörer entstehen.

An allen Veranstaltungen dieser drei Tage werden bedeutende Mäzene der Kunst und der Wissenschaft mitwirken; ihre Namen werden demnächst bekanntgegeben. Vor allem aber ist ein würdiger, dem fränkischen Gedanken besonderer Verstand dadurch gewährleistet, daß die Stadt Würzburg und der Frankenbund gemeinsam Träger der drei Fränkischen Tage sind und daß der Bayerische Rundfunk einen großen Teil der Veranstaltungen bestreitet. Über alle Einzelheiten wird die fränkische Öffentlichkeit in den nächsten Monaten laufend unterrichtet werden; allen Mitwirkenden aber ist es ein Herzensbedürfnis, diesen Fränkischen Tagen das zu geben was unserem Namen würdig ist: Kraft und Größe.

Peter Schneider

### Professor Albert Hoffet 75 Jahre alt

Professor Albert Hoffet, der bekannte fränkische Kirchenbauer wirkte am 23. Januar sein 75. Lebensjahr. Im „Fränkischen Pantheon“ in Nr. 3/1953 berichten wir sein Lebensbild.

### Wilhelm Fuchs †

Einen schmerzlichen Verlust erlitt auch der Frankenbund durch das Hinscheiden des Herrn Weingroßhändlers Wilhelm Fuchs, der am 29. Januar 1953 im 68. Lebensjahr zu Kitzingen verstarb. Seit der Gründungszeit des Bundes war der heimathegelerische und konstante Mann ein treues Mitglied. Er ruhe im Frieden.

### Carl Datter 70 Jahre alt

Der mittelfränkische Heimat- und Mundartdichter Anton v. R. Carl Datter begibt am 12. Februar seinen 70. Geburtstag. Seine Wanderlieder über die Elbe, den Spessart und den Steigerwald, die er auch z. T. selbst vertont hat, werden von den fränkischen Wandervereinen gerne gesungen. Am bekanntesten ist sein Märlein „Strich' und Spaß“ (ververlegt bei Bonitas Bauer, Würzburg) geworden. Es enthält viele Mundartgelehrte voll köstlichen Humors, illustriert durch lustige Zeichnungen. Auch erste und weitere Bühnenspiele hat er geschrieben. Dem Frankenbund gehört er seit vielen Jahren an; er ist Inhaber des Goldenen Bundeszeichens. Zuletzt hat er im Bund das Amt eines Gebietesmannes von Aulofranken bestritt.

### Fruchtswangen Kevangenspiele erweitern den Spielplan

Während in den vergangenen Jahren stets nur ein Werk im 100jährigen Romanischen Kevangens des mittelalterlichen Frankenmüldichens Fruchtswangen zur Aufführung gelangte, werden in der Spielzeit 1955 vom 17. Juni bis 31. August 3 Werke auf dem Spielplan stehen.

Das Ensemble des Städt. Theaters Würzburg, das wegen des großen Erfolges im Vorjahr erneut verglichenet wurde, bringt „Macbeth“ von Shakespeare in der Schillerschen Fassung, „Kahle und Liebe“ von Schiller und „Jedermann“ von Holmannsthal. Das letztgenannte Werk wurde auf Wunsch der Kirchen leider bekannterweise wieder auf den Spielplan gesetzt.

Durch die Übernahme der Ehrenschreiberschenschaft für Bayern über die Festwangen unaufrichtlichen Spiels im 100jährigen Romanischen Kreuzweg der ehem. freien Reichsstadt Festwangen an der Romanischen Straße durch den Bayer. Staatsminister für Unterricht und Kultus, Herrn Prof. Dipl. Ing. Aug. Becker wurde der kulturelle Wert dieser Aufführungen erneut unterstrichen.

### Die Houbürg in Gefahr

Eines der bedeutendsten Vorgeschichts-Denkmale unserer Heimat ist aufs schwerste gefährdet. Das Großkraftwerk Franken beabsichtigt auf der Houbürg bei Hersbruck ein Staubecken und am Fuße des Brege ein Kraftwerk mit Staumauer anzulegen. Die Houbürg ist Naturschutzgebiet, sie ist in ihrem Bestand geologisch geschützt. Falls der Plan zustande kommt, wird der Charakter der Landschaft entscheidend und zwar zu seinem Nachteil verlohert. Aber die Houbürg ist vor allem das bedeutendste Vorgeschichtsdenkmal keldischen Ursprungs in Franken und in Nordbayern und ist dabei auch so gut wie unerforscht. An eine planmäßige Ausgrabung der riesigen Anlage wäre bei der Kürze der Zeit nicht zu denken. Daher haben gegen den Plan bereits zahlreiche wissenschaftliche Institute des In- und Auslandes Einspruch erhoben. Wir möchten unersucht zur Beleuchtung der Sachlage etwa auf die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hinweisen. Dort gibt es keinen ober das ganze Land hin wirkenden Heimatschutz wie bei uns, aber es gibt große Naturschutzgebiete, und diese sind dem Amerikaner heilig. Sie durch legendarische industrielle oder städtische Unternehmungen anzutasten, wäre dort vollkommen ausgeschlossen. Wir wiederholen, daß auch die Houbürg ein Naturschutzgebiet ist. Wir verkennen nicht die großen wirtschaftlichen Werte, die durch ein Staubecken und einen Staumauer geschaffen werden können; aber muß das auf einem geologisch geschütztem Gebiet erfolgen? Der Frankenthal fordert daher das Großkraftwerk Franken auf, in seinem Zweck nach einem anderen Platz Umschau zu halten.

P. S.

### Keltische Enthaltensamkeit der Neuronen

#### Ein Unfrage

Das einfache Volk, das sich ebenfalls hauptsächlich an den wichtigen Stationen des Lebenslaufes von überausenden Göttern bedroht glaubte, suchte sich gegen diese durch verschiedene Maßnahmen zu schützen. Zu solchen Abwehrhandlungen zählten zum Beispiel bei der Hochzeitsfeier der Lären (Folter-

abend, Schließen), dann das Spannen von Scheitern über die Dordgasse auf dem Gang zu und von der Trauung („Himmeln“), ferner das Verbergen des Brautpaares zwischen Brautführern und Brautjungfern und schließlich auch das Gebot der „katholischen Keuschheit“ in der ersten Hochzeitswoche. Mit demartigen Abwehrkriterien gedachte man die bösen Geister, denen vom Volk das Attribut des Tüppchens angehängt ward, zu täuschen und fernzuleiten. Die Enthaltenslehre der jungen Hochzeiter geschah also nicht etwa aus ethischen, d. h. sittlichen Gründen, sondern aus Furcht vor böswilligen Dämonen, die sich nach der Volkseinzug bis in die Brautkammer wagten, um die Verwitbten, die eine neue Familie gründen wollten, zu schädigen. Man mußte die hochhaften (aber dümmen?) Gelsterwesen über den Verlauf der Ehe täuschen, um ihre schädlichen Kräfte zu verhindern. Von der Beobachtung der eheleichen Enthaltenslehre während der ersten Hochzeitswoche konnten vor dem ersten Weltkrieg noch alte Leute zu Hochbrunn, Oberndorf und Korbach im Spessart (Kreis Marktbreitfeld) berichten. Auch die unseren alten Spessartwanderners wohlbekannte, so gastfreundliche Pastschwirtin zu Korbach (Fran Kriber) wollte noch darüber aussagen. Die Sitte machte an hundert Jahre zurückfliegen, und der frühere Sinn der Maßnahme war auch bei ihrer Einhaltung zuletzt schon vergessen gewesen, war aber aus Tradition noch geübt worden. In Niedersieberg am Main bestand noch um 1800 die Gepflogenheit, daß die unverwitbte Ehefrau noch eine Woche im Elternhause zu verbleiben hatte, ehe sie zu ihrem Ehemann zog. Dieser Brauch mag als Überbleibsel des erwähnten strengeren Enthaltenslehregebotes gelten können.

Das sogenannte Gebot der „katholischen Keuschheit“ wird zu früherer Zeit auch noch in anderen Gegenden Frankens üblich gewesen sein. Vielleicht wissen Mitglieder des „Frankenbundes“ hierüber etwas mitzuteilen?

Valentin Pfeiler

## Lesefrüchte aus dem Kirchenbuch

Pfarrer Dr. Sellner-Heldberg

Der geehrte Leser möge entschuldigen, wenn die folgenden Ausführungen vielleicht den Anschein des alles Persönlichen tragen. Man redet nicht gern von sich und seinem Namen. Da es aber um einen blühenden und oft mißgünstigen Familiennamen geht, der in verschiedenen Abwandlungen immer wieder auftracht, besonders bei uns, wie ich sehe, im Nordrhodanischen, begreife vielleicht die angehörigten Lesefrüchte einer allgemeinen Teilnahme.

Da lese ich der Nummer 6/1923 S. 12 des „Frankenbundes“ in dem Aufsatz „Rechtliche Fahrt nach Elbach“ von Dr. H. Demmelein den Namen des Abtes vom Kloster Elbach Wilhelm Sellner. Ah, mein Namensvetter! „Ja, das könnte für sie passen, deinen Namen mit dem des berühmten Abtes in Zusammenhang zu bringen“. Und doch, ich muß es tun Sellner-Sellner. Hier ist der Beweis: Auf dem Gymnasium allerdings besuchte der

Spott der Schulknarren, der ja nicht immer aus ist, meinen Namen mit den „Söllnern“ und Sündern der Bibel in Zusammenhang. Eine wenig beweiandene Gesellschaft, so schien es mir zunächst. Später, als mehr und mehr der Theologe bei mir herankam, machte meinem heidlichen Ärger die Freude Platz. Jetzt wußte ich, daß ich mich in allerbesten Gesellschaft befand, denn der Heiland hielt ja mit den Söllnern und Sündern Tischgesellschaft und wußte sie sogar höher als Schriftgelehrte und Pharisäer. Als ich aber eines Heilburger Pfarramt antrat und die Arkelrechnungen in den Kirchenbüchern zu meinem täglichen Brot gehörten, stieß ich auf eine überraschende Tatsache.

Zu Heilburg gehörten seit frühen Zeiten das „Adelige Gut Einöd“ und die „Fürstl. Neuzehel“. Auf diesen Gütern gab es „Söldner“. Die Niederschrift von Brandbescheinigungen, wie auch von Urte- und Familiennamen erfolgte nach dem in der hiesigen Gegend üblichen nordfränkischen Dialekt. Neben der richtigen Schreibweise „Söldner“ findet man „Seldner“, „Sollner“, „Söllner“ und „Sölliner“. So heißt es im Bestattungsregister 1846 September (der Tag ist unkenntlich):

Eines Söllners zu Eynd ungetauften Kindeslein (begraben).

1857, 4. Juni: Michael Wolff Söllners zu Amsch kleines Töchterlein (begraben).

1873, 18. Dezember: Hans Jacob Einöd, Söldner zu Aynsch kleines Söllnerlein begraben.

#### Taufregister:

1873, 14. Dezember: Hans Jacob Einöd Söllner zu Aynsch ein Söllnerlein getauft worden. Namentlich Johann Melchior.

#### Bestattungsregister:

1701, 18. August: Johann Schneider, Söllners zu Einöd ein todtkranzes Töchterlein begraben.

Diese Einträge lassen sich um viele Beispiele vermehren. Für „Söllner“ sind mehrere, für „Sölliner“ zwei Einträge belegt. Dazu kommt ein Eintrag im Taufregister 1694 (5. 2. Tag und Monat ist abgelesen): Peter Söllner von Einöd und Margaretha Meisterin von Gellveshausen getraut. Hier ist also „Söllner“ schon Familienname geworden.

Zusammenfassend muß also zunächst festgestellt werden, daß nach dem Kirchenbuch der Pfarrei Heilburg die Familiennamen „Söllner“ und „Sölliner“ aus einer Standsbezeichnung hervorgegangen sind. Ein „Söldner“ in diesem Zusammenhang ist aber freilich kein „Söldat“, kein „Zunrunder“, sondern Inhaber einer Söld, Sölk, söl, sölck, eines kleineren künrlichen Anwesens („Gütlein“, „Höfgen“) haben meist dieselbe Bedeutung.) Dieser Vorgang gilt für das ganze nordfränkische, ja überhaupt für das früh-

Linke Gebiet. Jedenfalls hat der vor einigen Monaten verstorbene langjährige  
Söllner, zuletzt bis 1945 Hofmeister auf dem Gut Ebnel bei Hildburg Gastar  
Sauer, mir bestätigt, daß man auch in seiner Heimat, — er stammt aus Bell-  
rich bei Melrichstach und seine Frau aus Bahren bei Melrichstach — statt  
„Söldner“ der „Söllner“ sagt.

Meine eigenen Vorfahren oberfränkisch stammen aus der Gegend von  
Hellingen bei Königsherg l. Fr. In Hellingen ist der Name Söllner noch  
bekannt. Ich habe meine Ahnen zurückverfolgt bis 1700. 1713 ist in Hellingen  
mein Ur-Ur-U-Großvater Johann Ernst Söllner geboren. Er war Bäcker  
und Ackermann. Von seinem Vater heißt er Andreas Söllner, Mithhaber  
in Hellingen. Durch „Mithhaber“ ist er als (kleinerer) Bauer gekennzeichnet.

### Gefährdung des Hains zu Bamberg

Wir haben in Nr. 5/1954 unter „Pflanz des tschechischen Landes“ zur Frage  
der Kreisungsstraße für den Kaufberg Stellung genommen und vom Stand-  
punkt einer groß gestrichenen Heilungspflanzung aus die Führung dieser Kreisungs-  
straße durch das Landschaftsbild Bamberg-Burg dringend widerstanden. Zum  
Schutze des besonders bedrohten Hains hat sich andererseits die Schutzes-  
gemeinschaft Hainfreunde gebildet; auch auf diese haben wir und zwar in Nr. 6  
hingewiesen. Jetzt hat der Bamberger Handwerkerbund zusammen mit der  
Schutzgemeinschaft Hainfreunde ein Schreiben an den Bayer. Ministerpräsi-  
denten Dr. Wilhelm Hoegner gerichtet, in dem ganz besonders vom Stand-  
punkte der Volksgesundheit aus die geplante Straße als ein verhängnisvoller  
Fehler erklärt wird. Das Schreiben weist aber auch darauf hin, daß durch  
diese Straße, die mit der Fortführung von Bundesstraße 22 zusammenzufallen  
würde, sich schwerste Bedenken für Sicherheit und Schutz der Zivilbevölkerung  
im Falle kollektiver Verwicklungen auch für die Naturheil der Nachbarn  
und der Beseitigungsarbeiten ergeben würden. Dabei sei nicht einmal die Wirtschaft-  
lichkeit der so geplanten Straße sicher. Es bleibe nach wie vor als beste  
verkehrstechnische Lösung nur die Führung durch den Grund der Hasen  
Ebnach übrig.

P. S.

Nach einem Information — Nachtrag zu Jahrg. 1958 Seite 178 — die Freisetzung von  
Studienrat Egon Heyer-Degener stammt aus dem „Melichstach von Oberfranken 1915“ H. O. Schuler,  
Verlag Litzendorf. Das Buchchen ist für im Jahre 1940 abgedruckt worden, da der Buchtitel  
unmittelbar neben der Schlußzeile steht. Durch den Widerstand des Familienarchivars ist es  
jetzt für die Nachwelt gerettet worden.

Hilfswörter Atlas von Rosen, herausgegeben von der Kommission für Deutsche Landwörterbücher, Teil Franken unter Leitung des Institut für Praktische Landwörterbuchung an der Universität Erlangen, Heft 2 Vögelstadt-Windbacher von Hans Hubert Hoffmann, 1921 München, Kommission für Bayer. Landwörterbücher, VIII + 256 Seiten, 2 Karten, 192 H. — Heft 3 Stadteinteilung von Erich Fehr + Gustav Kopp und Hans Hubert Hoffmann, 1925 ebenda, IX. + 161 Seiten, 2 Karten auf 2 Blättern, 192 24.40. — Bei Abonnement des gesamten „Teiles Franken“ Höhe Kreditgung.

Nachdem unser Bundeskanzler Herr Dr. Peter Scheurer in dem Reichstagen „Der Frankenbund“ 4 (1922) S. 41 f. das erste Heft dieses großartigen Unternehmens, Hildesfeld-Herrngengenbach von Hans Hubert Hoffmann angepries hat, freue ich mich über die beiden folgenden Hefte einige Worte zu sagen.

Tun sie die kurze Erinnerung über das wissenschaftliche Ziel der in Bearbeitung befindlichen Atlas-Heften ab und „die sprachliche Einheit am Rande des alten Reiches“ leben in Richtung des II. und Kopfs des III. Heft „Vögelstadt“ dann „auch die mühsame und schwerige Neugestaltung in Text und Veranlassung, wie die die Eingliederung der frühlichen Gebiete in das Königreich Bayern naturgemäß mit sich brachte, darzustellen und kritisch richtig vorzubringen“.

Führt das erste Heft Hildesfeld-Herrngengenbach in ein Gebiet, von die Reichsamt Würzburg und Bamberg, die Markgrafschaft Bayreuth und Ansbach, die Reichsamt Nürnberg und die Reichsamt Bamberg zusammenstellen, in ein Gebiet, „das die Vögelstadt“, in die Vorbereitung der staatsrechtlichen Darstellung hat Vögelstadt 1921, ist in Arbeit des Nachbark auf „den staatsrechtlichen Aufbau des Reichsamt Bamberg und die Organisation der kaiserlichen Reichsamt 1805“; so will das zweite Heft (Vögelstadt-Windbacher) „An Wissen des staatsrechtlichen Status in Franken und den Aufbau der staatsrechtlichen Verwaltung 1792-1806 zeigen“. Das dritte Heft (Stadteinteilung) betrifft die Stadtteilungsfrage der vierzehn Frankens, in der die Herrschaft Bamberg gegenüber der Markgrafschaft Bayreuth und der Reichsamt verfahren.

Diese drei Hefte sind ein Anfang in Vorbereitung der die Heft Vögelstadt-Windbacher, Erlangen, Passau, Ansbach, Kitzingen-Großschauen, Land-Oberrhein und Hildesfeld. Gibt, um in geographischen Hinsicht zu sprechen die kaiserlichen Heft bestehen die Reichsamt Nürnberg, die Reichsamt Würzburg — hier gerade ist der zweite Punkt im Maß zwischen Würzburg und Ansbach herausgegriffen — Bamberg und Hildesfeld, und die Markgrafschaft Ansbach. Das letzte wissenschaftliche Ziel all dieser Hefte hat Dr. Hans Hubert Hoffmann, der obige und kritisch wertvollste Leiter der „Teile Franken“ im zweiten Heft ausgesprochen: „Die zusammenfassende Darstellung der hildesfeldischen Verfassungsgeschichte mit dem H. Ansbach“. Das ist ein Ziel so weit im Sinn des Frankens, dem Franken eine „Einheit in Vögelstadt“ in Ansbach schreiben wir dem Wert unserer Landmannen — und auch um — ein rasches Fortschreiten. Denn auch wir sind an diesem Unternehmen stark interessiert.

Aus dem Ausspruch des Gesamtvereins ergibt sich eine Darstellung jedes Heftes. Der erste Teil behandelt die Verhältnisse am Rande des alten Reiches, der zweite die mit der Napoleonischen Zeit einhergehende Entwicklung. Bei aller Bedeutung, die diesem zweiten Teil der Heft beizulegen, wird der Dreizehnter sich durch stärker von dem ersten Teil abgrenzen. Einmal er doch nicht nur eine Zusammenfassung von 1806, sondern auch eine geographische Erklärung, die ihn in die Frühzeit zurückführt. Gerade diese geographische Übersicht verleiht uns durch die verschiedenen staatsrechtlichen Werten und Werten in Franken. Eben damit ist der Nutzen dieser Teile der Atlashefte gegeben, das geographische Verständnis unter aus Franken im Westen, aus Franken vor, westlichen Teilen und das heißt staatsrechtlichen Kenntnisse, die und Ansbach, stehen nicht zu bringen, den staatsrechtlichen Fortschritten, die „Kirchenangelegenheiten Hildesfeld“ im Hildesfeld, auch der Hildesfeld, der die Hildesfeld unter dem und unter Umgang kennen lernen ist, kann diese Hildesfeld allgemeinen Inhalt gleichwohl nicht übersehen, ist es den im ersten interessierenden Teil „Die Hildesfeld“, eine staatsrechtliche Übersicht der einzelnen Heft, recht verstehen und weiter zu verstehen. Denn diese Hildesfeld nicht nur die Aufgaben, die dort gegeben werden mit Leben zu leben, die hier nur teilweise aufzuführen Hildesfeld, Hildesfeld, Hildesfeld, Hildesfeld, Hildesfeld, die Hildesfeld, die Hildesfeld und was sonst noch die Hildesfeld der Hildesfeld, im heutigen Hildesfeld, und Hildesfeld, der Hildesfeld herauszubringen und auf dem Hildesfeld Fortschreiten. Dann erst können wir zu einer Heft die staatsrechtliche Rechts- und Wirtschaftsgeschichte staatsrechtlichen Hildesfeld klaren Vorstellung von dem staatsrechtlichen und weiteren Aufbau der hildesfeldischen Hildesfeld und Wörtern, von Hildesfeld Hildesfeld und Hildesfeld. Denn diese Hildesfeld, und Hildesfeld kann nicht mehr von dem Hildesfeld verfangen werden; die ist Hildesfeld der staatsrechtlichen Hildesfeld, Hildesfeld Hildesfeld Hildesfeld, der Hauptteil des Landkreises, von mindestens das Landkreises nicht im Hildesfeld aller



Heute der „Teile Franken“ sein, von seinen Heimatbrüdern die Anweisung ihrer Rechte über die Kolonien hinweg auf das gesamte Franken zu verweigern. Wiewohl die Gemeinden und Landesherrn dabei die Wahl- und Lehnverhältnisse einwandlos hielt, Klageerhebung überlassen. Aber zwischen sich die öffentliche Hand ihrer Hilfeverpflichtung nicht und die wird es auch nicht von. Der „Erlösche Altes Teil Franken“ mit einer Angelegenheit ganz Franken und also Franken von Franken wollen sein.

## II. Weigel

...sollen bayrisch werden. Die politische Erkennung des Majors von Rheinpfalz durch Franken und Schwaben im Frühjahr 1801, Verzichtnahme und Erklärung von Hans Hubert Hoffmann, 17. 10. 18. mit einer Karte, 1804, Verlag Ludwigs Kuhnert 1801 u. 18. Nach während der Verhandlungen über die Erbteiligung des durch den Verlust seiner inkohärenten Besitzungen betroffenen Kaufmanns Max Joseph von Bayern, 1807, als bereits in guten Umständen festgelegt war, welche politischen Herrschaften und Reichswälle in Franken und Schwaben „bayrisch werden sollten“, wies der Kurprinz diese sehr kostbaren und ganz im Geiste der Antikipation lebenden Generalstatthalter Karl Hugo von Rheinpfalz (Hauptstadt, Bamberg) nach Franken und Schwaben mit einem umfassenden Auftrag. Er sollte die Stimmung der Bevölkerung gegenüber ihrem Herrscher steuern und gegenüber Bayern, die sozialen Verhältnisse besonders in der Bauernschaft, die Zustände im Mittelstand (Wälder, Brauereiwesen, Geld und Löhne), die Wirtschaft und den „Wohlstand“ und endlich den strategischen Wert der einzelnen Landstriche erkennen. Er besch und „schäufte“ sich der Major die fränkischen Lande von Rhodan über Nürnberg und Bamberg bis Kronach und Coburg, dann westwärts über Schwabach bis Würzburg, und weiter von Schwabach nach Würzburg und Würzburg bis nach dem nördlichen Thüringen Nürnberg und Gera, von da ging die Reise nach Thüringen und weiter über Schwabach nach Hildesheim. Den südlichsten Teil der Reise führte er über Bamberg. Er sagte sich aus dem Besitze des Majors ein zwar nicht abnehmendes, aber sehr lebendiges Bild von dem fränkischen Lande anzufertigen von dem Übergang an Bayern. Der Bericht Rheinpfalzers hat H. B. Hoffmann ausgehört und sorgfältig eingeträcht und erläutert. In den Anmerkungen gibt er eine Fülle von Nachrichten, nicht nur moderne Darstellungen und Untersuchungen, sondern auch geographische Werte, wie Höhenmessungen, statistisch-topographische Verhältnisse, statistische und Pauschale. Durch diese H. er nicht Grundzüge der weiteren im Einzelnen getriebenen Forschungen. An die örtlichen Forscher wendet er sich, dass im letzten Satz des Nachwortes aus der Bitte, „Mühen und Mühsal“ zu ergötzen und weiter zu arbeiten.“ Der Bericht ist reich voll und ganz an.

## II. Weigel

Fränkische Bauernverhältnisse. Ausgewählte Texte hg. v. Karl Dinklage. Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte 1. Reihe Band 4. 100 S. Ferd. Schöningh Würzburg 1964 DM 1.-

Darstellungen, und mit der Wert beim Entstehen nach zu hoch, der Inhalt nach zu reich. Er soll auch zu geschäftlich und sein, die müssen im Fortgang der Forschung und des Erkennens werden. „Quellen“ sprachen sich, immer mehr zum Vorkommen. In wieweit den Veröffentlichungen von Quellen, von Urkunden und Erinnerungsbüchern (Mündeln), von Urkunden und Akten usw. die fränkischen Bauernverhältnisse Teil sein; denn die sind in dem geschichtlichen Leben aufzugehen, wo die Quellen der Materie sein müssen. Die geschichtlichen Darstellungen der H. Jahrhunderte werden heute nicht mehr benutzt; die Quellenverhältnisse dieser Zeit sind heute nach der Wissenschaft unerschlossen. Aber früh sind die Forscher und waren Verhältnisse freunde dank, wenn ihnen längst bekannte Quellen in moderner Weise und handlich, bequem dargestellt werden.

Über die verworrenen Quellen zur Geschichte des Bauernstandes, mit dem sich jeder Fränkische Bauer eng verbunden fühlen sollte, wird uns nun hier in bester Form gegeben. Niederarbeiten, in denen die unterschiedliche oder fränkische Bauernverhältnisse und Beiträge ihrer Grundbesitzer; das ist die fränkische Bauernschaft veränderte Rolle, der Höhe und Flächen „sehr“ zu wissen, darlegt. Aus den fränkischen Wäldern der fränkischen Lande zwischen Obermain und Frankenthal sind H. nicht ausgehört, wird es Ostschaffen, die in dem unerschlossenen fränkischen Leben unsere Landverhältnisse darstellen sind. In einzelnen Darstellungen, dem Auge der geschichtlichen Historiker erkennbar, reichen solche Wälder in diese Fränkische über ihren Bauernstand, wenn die nach erst weit später, vom 11. bis 18. Jahrhundert abgelesen werden sind. Und wird sich im gleichen Zeitraum mit diesen Bauernverhältnissen und -gebräuchen wieder ändern und darstellen, so darf sich der fränkische Geschichtswissenschaft nicht auf das Wissen seiner Bücher beschränken, sondern er muß vergleichende Beziehungen mit und an andere Wälder stellen, die seinen Blick über ganz Franken weiten.

Proben aus den Wäldern zu geben, gestalten Werte und Umfang des „Frankenland“ nicht. Die fränkischen Wälder betreffen Hildesheim und Fränkische, aus

dem Landkreis Kitzingen werden 3 Weiler (gehört; vertreten sind Herr Gustav Cackebeln, Gredelshof und Oberfeld); aus dem Landkreis Lohr sind 2 (Gredelshof und Fföhrbach); aus dem Lkr. Mainfränkisch 2 Weiler (wiederbegeben, Horkinghausen Weiler aus dem Amt Gredelshof und der Zeit Horking, aus Schwand und Emsdorf sollen unsere Himmelsberge Einwohnende lokieren. Aber das ist nur eine willkürliche Auswahl. Vor dem Deutlich der Weilerliste beachtet sich keiner an Überlegung ein „Nachverhältnis mit Warteinrichtungen“ mit über viele Klappen hinweg; und wenn es da und dort einmal vorkommt, so kann der Einzelne durch den Ausdruck nicht die Hochachtung nicht ab aus eigener Kenntnis denken, die geübte; Einleitung ist durchgänglich vorhanden wert und ist unentbehrlich. Vor allem aber, lieber Einwohnende, getreue bei diesem Briefchen, daß Du ein Franke bist.

Es stellt sich gut, daß eben in diesem Augen die wertvolle Hilfsmittel zur künftigen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte von dem Verlag Bayerische Historische Anstalt München-Pasing ein neues Heft „Die Neckarstadt als künftige Gemeinwesen“ (Heft 1, Heft 1, Heft 1) herausgegeben ist. (201 Seiten, 2 Karten, Preis 100 RM, Verleger: Carl-Druckhaus Kramm).

H. Weigel

## Schwarzes Brett

### Studienfahrt des Frankenbundes 1955

Die diesjährige Studienfahrt findet in der Zeit vom Sonntag, dem 17. Juli bis 19. (oder auch 20.) Juli statt und zwar unter dem Motto: „Rund um Nürnberg“. Sie ist wie bisher an sich als Dreitagesfahrt gedacht, könnte aber für Gruppen, die nach einem weiteren Tag unterwegs bleiben wollen, auf 4 Tage ausgedehnt werden; die Fülle des Stoffes würde auch dies rechtfertigen. Heute sei folgendes in Aussicht gestellt: Der 1. Tag würde über Erlangen, Cadolzburg, Zirndorf, Alte Veste nach Nürnberg führen; hier würde am Abend das Stadtk Nürnberg des Bayerischen Rundfunks besucht und besichtigt. Der 2. Tag würde die ehemalige Festung Rothenburg und die in ihrem Bestand bedrohte Heilig (s. auch Seite 24) erschließen, der 3. Tag — bzw. 4. Tag — mit Lauf, Altdorf, Seligenporten bzw. Schwabach, Wendelstein und anderen Orten bekannt machen. Die wissenschaftliche Betreuung übernehmen wie im Vorjahr Dr. Peter Schneider und Univ.-Prof. Dr. Helmut Weigel, außerdem Univ.-Prof. Dr. Josef Danzinger. Als Standortquartier ist Nürnberg anzuweisen. Die Fahrt der Gruppen wird diesmal lockerer gestaltet; jeder Omnibus führt für sich, nur für bestimmte Schwerpunkt ist ein Beisammensitzen aller Teilnehmer geplant. An jedem Tag wird eine Fußwanderung eingelegt; wer nicht daran teilnimmt, bleibt im Omnibus.

Interessenten wollen ihren Urlaub entsprechend einrichten und sich möglichst bald bei ihren Gruppenführern melden.

Die Gruppenvorsitzenden werden gebeten bis zum Bankstag am 20. März mitzuteilen, ob sich ihre Gruppen mit einem eigenen Omnibus zu beteiligen gedenken.

Falls nicht, wollen sich Mitglieder, die sich einzeln beteiligen wollen, anmelden und zwar bis 15. März

für Unterfranken bei der Gruppe Würzburg

(Anschrift: Frä. Maria Heller, Würzburg, Sandweglände 4)

für Oberfranken bei der Gruppe Bamberg

(Anschrift: Reg. Oberbaurat Ferd. Krause, Bamberg, Pöschelhofstr. 40)

für Mittelfranken bei der Hauptgeschäftsstelle Würzburg, Kreuzgasse 18.

### An unsere verehrten Inserenten!

Den Wünschen verschiedener unserer Inserenten, den Raum für die „Kleinen Anzeigen“ zu vergrößern, sind wir mit Beginn des Jahrgangs 1935 nachgekommen und haben die bisherige Zustimmeneinstellung der Seite auf eine Achtzeileinstellung umgestellt. Damit ist nun die Möglichkeit gegeben auch bei den „Kleinen Anzeigen“ den Wünschen der Besteller in Bezug auf Textgestaltung besser entgegenzukommen. Texte, die in den letzten 2 Jahren immer wieder gestiegenen Herstellungskosten unserer Zeitschrift haben wir die Inseratpreise beibehalten. Wenn wir nunmehr gezwungen sind die Preise für die „Kleinen Anzeigen“ heraufzusetzen, so hätten wir unsere verehrlichen Inserenten um Verständnis. Andererseits können wir mitteilen, daß die Leserschaft unserer Zeitschrift in den letzten 2 Jahren um etwa 50% gestiegen ist, sodaß also heute eine Anzeige einen viel größeren Kreis erfaßt als früher. Unsere Zeitschrift „Frankenland“ hat gerade im verfloßenen Jahr außerordentlich an allgemeinem Interesse in Franken gewonnen. Deshalb hoffen und wünschen wir, daß auch unsere Bundesgenossen, die bisher in unserer Zeitschrift inseriert haben, uns auch weiterhin erst recht treu bleiben.

Der Herausgeber

## Berücksichtigt unsere Inserenten!

### Unterfränkische Heimathogen

Hef 1: Heimathunde

Hef 2: Geschichte

Beurteilt v. F. A. Kellertschchen, Sekretär u. B.  
Vom Bayer. Staatsministerium für Unterricht  
und Kultur für den Unterricht empfohlen.  
Für Schülerbüchereien zur Anschaffung empfohlen  
(B. Anzeiger d. Schulen, I. U. u. K.)

Druck und Verlag Pius Halbig, Würzburg



*Journal*

Viertakt-Motor  
mit elektrischem Anlasser  
175 ccm - 9,3 PS

HEINKEL-HANDLER FÜR DAS WESTLICHE MITTELFRANKEN

## AUTO-BREITSCHWERT

Rothenburg ob der Tauber - Nördlingerstraße 7 - Telefon 721

PIANOHAUS

**FRICKE TITT**

Lebach

gegr. 1887

Kleinklaviers - Pianos  
Flügel - Harmoniums  
Hoher Akkordeon

*Loli Ebeling-Heerlein*

stark gepr. Gesangsmeisterin

**Würzburg**

Pfeiferschulgasse 2, Tel. 2315

Grundausbildung für die Kirchenorgel  
Stimmenleitungen und Konsortien

*Weinkellerei König*

Randersacker a. Main

Weinbau und Weinhandel

Weinlese „Zum Bergmeister“

Spezialität: Naturweine Frankenweine

**Hugo Schicks**

Baumeister

WÜRZBURG - SCHEFFELSTRASSE 14

Telefon 4712

Baustelleneintragung

für Hoch-, Tief- und Stahlbetonbau  
Sondermäßige Ausführung aller Reparaturen

## In die Keuperbucht

Bitte, einen Blick auf eine Karte von Franken werfen, auf eine, aus der Berge und Täler und Ebenen ersichtlich sind; also auf eine „physikalische“! Dieser Blick ergibt sofort, daß der Fränkische Jura vom schwäbischen Bies an in einem großen Bogen nach Osten ausschwingt, um, nach einem seltet fast genau südöstlichen Verlauf, am Obermain zu endigen. Eine riesige, große Gebirgsbucht! Die „Keuperbucht“ hat man sie mit Recht genannt; denn sie wird von der Landstufe unseres feinkörnigen Keupers ausgefüllt. Sie ist, den Gesteinsrichtungen entsprechend, größtenteils plattig, und wenn sie leider nicht mehr unter den Lehenden weidender Bundesfreund, Dr. W. K., sie ein wenig überhaugt „die protestantische Keuperplatte“ genannt hat, so wird niemand den Scherz dieses guten Protestanten mißverstehen. Er hatte ja auch ganz recht; denn die landesherliche und heimatstimmliche Entwicklung hat dann geführt, daß die Reichsstädte gerade dieses Teils von Franken mit dem 16. Jahrhundert zum „Corpus Evangelicorum“ gehörten — mit Ausnahme des nördlichen Teils des Hochstifts Bamberg und des nordwestlichen des Bistums Eichstätt.

Nun, einen Teil dieser Keuperbucht wollen wir in diesem Jahr beahren, und zwar den nördlichen, und hier wollen wir Kreisbogen an Kreisbogen beschreiben um einen sehr deutlichen Mittelpunkt; der aber heißt Nürnberg! Es hieße Eulen nach Athen — sagen wir lieber: Lebkuchen nach Nürnberg tragen, wollten wir nun darlegen, was dieser Name für Franken, für Bayern, für Deutschland bedeutet. Ohne Zweifel werden auch in diesem Jahre viele Bundesfreunde sich von dem Zunder dessen erlangen lassen, was teils aller Zerstörungen dieser Stadt verblieben ist und was neu hergestellt wurde. Dann wird sich uns heuer eine Besonderheit der Neuzeit im Angesichte erschließen: Das Studio des Bayerischen Rundfunks, eine sehr wichtige Einrichtung, die, von allen Sonstigen abgesehen, sehr ernsthaft das feinkörnige Volkstum ins Auge faßt und deren Leiter in höchst anerkannter Weise schon mit unserem Frankenland zusammengearbeitet haben.

Die nördliche Keuperbucht nun deckt sich zu einem nicht geringen Teil mit dem Gebiet der früheren Reichsstadt Nürnberg, und dieses befahren wir denn auch amnagen hin und her. Ja, aus dem Bannkreis des verlegten Reichelstums, des Schädel und des Lerchner Waldes, kommen wir gleichsam nur vorüberweise heraus. Ein solcher Vorstoß wird uns nach Altdorf führen, einer der vier Universitäten, die Franken einst besaß; die drei anderen waren, bzw. sind, Würzburg, Erlangen, Bamberg; und Altdorf war Universität der Reichsstadt Nürnberg. Der Ort ist ursprünglich nicht nürnbergisch gewesen, den haben die waffentätigen „Pfeiferleute“, wie ihre Gegner sagten, erst durch ihre Teilnahme an einem erpischlichen Erbfolgekrieg 1294 erobert und behalten. Sonstige Altdorfer Erinnerungen werden uns die Pöcher offenbaren.

In dieser Kasperkacht liegt und steht aber noch allenthalb Merkwürdiges, nicht Nürnbergergleiches heraus. Es ist gut sich daran zu erinnern, daß die Reichsstadt einst enge Nachbarn hatte, mit denen sie nicht immer in freundschaftlichem Einvernehmen stand. Es ging zeitweise wirklich hart auf hart, es gab blutige Kämpfe auf beiden Seiten, und gewisse Abschlüsse, gewisse Friedensverträge, die heute noch bestehen, gehen darauf zurück. Ich meine natürlich vor allem den Gegensatz zwischen der Reichsstadt und den Burggrafen, den nachmaligen Markgrafen von Ansbach-Bayreuth. Darüber werden wir während der Fahrt noch allenthalb Ergänzliches hören; jetzt sei nur gesagt, daß wir ausgesprochene Stützpunkte und Hauptorte dieses für Nürnberg einst feindlichen Ansbaches besuchen; und alle „Konservations“ liegen uns ganz fern. Cadolzburg, schöne alte Burg der Burggrafen außer Nürnberg; Sitz des Kaiserlichen Landgerichts, das sie hier ausübten, bis sie es nach Ansbach verlegten! Vorher aber schon, gleich zu Beginn unserer Fahrt, Erlangen; seit 1796 die sechste Hauptstadt der oberen Markgrafschaft, in ihrem neuem Bestand eine Gründung des Markgrafen Christian Ernst für heussische Hugenotten! Und dann Schwabach in der unteren Markgrafschaft, mit seiner alten, bodenständigen Industrie; Schwabach, das in seinem Namen kundgibt, welche alte, verfeinertes Volkstum hier, ein wenig gealtert, in die fränkisch geworden Landschaft hereinkam.

Aber die alte Reichsstadt lebte noch in anderen Gegenden. Wie hätte im späten Mittelalter das Verhältnis zwischen der mächtig aufstrebenden, kapitalkräftigen Handelsstadt und dem gar nicht kapitalkräftigen Landadel — hier wie sonst in Deutschland — freundlich sein können? Wodurch dieses Verhältnis gerade bei Nürnberg ein wenig „modifiziert“ wurde, werden wir auf der Fahrt hören. Doch heißt es sehr bemerkenswert, daß sich die fehdische Reichsherrenschaft ausgesprochen im Osten des Nürnberger Gebietes einen besonders festen Stützpunkt in der Gauerbenburg Rothenberg schuf, die wir besuchen wollen. Heutzutage wird viel mit dem Wort „ehemalig“ gearbeitet; diese Gauerbenburg aber mit ihren vielen Ecken war für Franken etwas Einziges.

Doch jetzt muß ich ein wenig systematisches verfahren; der harte Wechsel der Erscheinungen in der Natur und in der Kultur, diesen Nebeneinander und Durcheinander von wesentlich verschiedenen Dingen an ganz verschiedenen Zeiten macht sich ja auch im geistigen häufig über die lebenswichtige Krankheit des Relativismus, Systematismus, an der wir Deutschen nun einmal leiden und auf die wir, ach, so unendlich stolz sind. Wir werden nachschauen zu Langenreum und Reßtal in politischen Erinnerungen aus dem 8. und 10. Jahrhundert schweigen; wir werden unseren Kaffee auf der alten Warte bei Zierndorf trinken, die Gustav Adolf 1632 vorgeführt besaß; wir werden in Herzbruck bedeutende Leistungen gegenwärtiger Heimatkunde und -pflege befrühdigt würdigen; in Seligenporten wird uns altkeltischer Geist anwehen; wir werden in Wendelstein von einer volkstümlichen Hei-

igen Höhen, deren Namen viele von uns überhaupt auch nie vernommen haben; wir werden in Kalkbreuth wunderliches Bildwerke bestaunen, die des Nürnbergers Großhügelgeschlecht der Haller einst hat herstellen lassen; und dann werden wir uns im Dürerbacher Durchstich an jene großen Versuche erinnern, die Deutz mit dem Rhein durch beschaubar Wasserstraßen zu verbinden; und wir werden auch auf die Höhenumrandung der großen Kupferkuht hinaufsteigen, z. B. zur Heucking, dem alten Kellenberg, der in seinem geschichtlichen und natürlichen Bestand durch einen Gegenwartsplan so sehr bedroht ist. Ja, auch die Höhenluft der Fränkischen Alb und ihr Waldenrauschen werden uns anreizen und anschauern! Wenn uns aber nachher, wieder im Kupferland, die Hohlengärten von Spalt umdrängen, für viele ein ungesohnter Anblick, was wird es uns dann versagen, wenn wir uns auch einer wissenschaftlichen Untersuchung hingeben wollen, wie sich denn eigentlich der Zusatz besagten Hohlens zur fränkischen Gerste auswirkt? Dieser Untersuchung werden sich bescheiden anschließen die wissenschaftlichen Führer des Unternehmens samt der

Bundesleitung.

## Frankens Werden und Wesen (VI)

Ein geschichtlicher Überblick

Von Professor Dr. Helmut Weigel-Erlangen

Schwabenstand zwischen Königtum und Adel 900—1130

Heinrich IV. 1056—1106: Franken an der Seite des Königs gegen Papst und Fürsten.

Diese Stunde kam, als die Krone an Heinrichs III. fünfjährigen Sohn, Heinrich IV., überging. Für die Regentin, die Kaiserin-Mutter Agnes, war der Tod Papst Viktors ein verhängnisvoller Schlag. Unsicher schwankend, war sie nicht immer glücklich in ihren Maßnahmen, z. B. bei der Verlobung des Herzogtums Bayern an den sächsischen Adelfigen Otto von Northeim. Denn im Jahre 1052 entführte dieser zusammen mit Erzbischof Anno von Köln ihr den königlichen Knaben; sie stießen damit die Regentschaft an sich, um die endlich bald mit Erzbischof Adalbert von Bremen teilen zu müssen. Bischof Günther von Bamberg (1057—83), der bisher vergebens von der Regentin die Rückgabe der von Heinrich III. entzogenen Besitzungen seines Hochstifts erwartet hatte, ließ sich aber nur mit dürftigen Ersatzleistungen, wie z. B. dem Markt Herbruck, hatte begnügen müssen, schloß sich den neuen Herren an und erreichte von Erzbischof Anno die Rückgabe von Farachheim und Fürth an das Bistum im Namen des ausstößigen und unversöhnten Königs. Allerdings nicht im gesamten Umfang. Denn die Reichsministerialen, voran Otto von Kellenen behaupteten ihre auf dem Reichstag zwischen Paganitz und Erlanger Schwabach geschaffenen Herrschaften mit höherer Zähligkeit zum Besten des Reiches gegen alle lombardischen Rückgeschwärzungsversuche,

igen Höhen, deren Namen viele von uns überhaupt auch nie vernommen haben; wir werden in Kalkbreuth wunderliches Bildwerke bestaunen, die des Nürnbergers Großhügelgeschlecht der Haller einst hat herstellen lassen; und dann werden wir uns im Dürerbacher Durchstich an jene großen Versuche erinnern, die Deuna mit dem Rhein durch beschaubar Wasserstraßen zu verbinden; und wir werden auch auf die Höhenumrandung der großen Kupferkuht hinaufsteigen, z. B. zur Heucking, dem alten Kellenberg, der in seinem geschichtlichen und natürlichen Bestand durch einen Gegenwartsplan so sehr bedroht ist. Ja, auch die Höhenluft der Fränkischen Alb und ihr Waldenrauschen werden uns anreizen und anschauern! Wenn uns aber nachher, wieder im Kupferland, die Hopfengärten von Spalt umdrängen, für viele ein ungewohnter Anblick, was wird es uns dann versagen, wenn wir uns auch einer wissenschaftlichen Untersuchung hingeben wollen, wie sich denn eigentlich der Zusatz besagten Hopfens zur fränkischen Gerste auswirkt? Dieser Untersuchung werden sich bescheiden anschließen die wissenschaftlichen Führer des Unternehmens samt der

Bundesleitung.

## Frankens Werden und Wesen (VI)

Ein geschichtlicher Überblick

Von Professor Dr. Helmut Weigel-Erlangen

Schwabenstand zwischen Königtum und Adel 900—1130

Heinrich IV. 1056—1106: Franken an der Seite des Königs gegen Papst und Fürsten.

Diese Stunde kann, als die Krone an Heinrichs III. fünfjährigen Sohn, Heinrich IV., überging. Für die Regentin, die Kaiserin-Mutter Agnes, war der Tod Papst Viktors ein verhängnisvoller Schlag. Unsicher schwankend, war sie nicht immer glücklich in ihren Maßnahmen, z. B. bei der Verlobung des Herzogtums Bayern an den sächsischen Adelfigen Otto von Northeim. Denn im Jahre 1052 entführte dieser zusammen mit Erzbischof Anno von Köln ihr den königlichen Knaben; sie stießen damit die Regentschaft an sich, um die endlich bald mit Erzbischof Adalbert von Bremen teilen zu müssen. Bischof Günther von Bamberg (1057—83), der bisher vergebens von der Regentin die Rückgabe der von Heinrich III. entragenen Besitzungen seines Hochstifts erwartet hatte, ließ sich aber nur mit dürftigen Ersatzleistungen, wie z. B. dem Markt Herbruck, hatte begnügen müssen, schloß sich den neuen Herren an und erreichte von Erzbischof Anno die Rückgabe von Farachheim und Fürth an das Bistum im Namen des ausstößigen und unversöhnten Königs. Allerdings nicht im gesamten Umfang. Denn die Reichsministerialen, voran Otto von Kellenen behaupteten ihre auf dem Reichstag zwischen Paganitz und Erlanger Schwabach geschaffenen Herrschaften mit höherer Zähligkeit zum Besten des Reiches gegen alle lombardischen Rückgeschwärzungsversuche.



Was sich hier an der Naht von Altstelelland und Bodengeland wenigstens noch im Seitenlicht einiger Urkunden vollzieht, das geschah im 11. Jahrhundert vielmehr in dem Waldlandhaften Ostfranken, im östlichen Kespenswald Mittelfrankens, wo das hochfrüh Geschlecht der Grafen von Alenberc um Spalt, Heilsbrunn und Gadelsherg erkennbar wird, oder zwischen der Nordalb und dem Frankenwald und in diesen hinein, wo die edelfreien Waltpaten erscheinen und bald darauf ein nach Franken verstreuter Zweig eines hlohischen Geschlechtes, der Grafen von Andechs-Blassen, auftritt.

Aber die Stiefungstätigkeit der hochfreien und dienstbarhohen Familien im Waldland, zugleich ja immer auch eine politische Tätigkeit, ist nur der eine Zug der adeligen Welt Deutschland. Der andere war die Hingabe an die weltbewegende Idee des 11. Jahrhunderts, die Reform der Kirche, mit dem Ziel, die Kirche Gottes von allen uralten Einflüssen dieser Welt zu befreien, die „Freiheit der Kirche“ zu verwirklichen. Damit ging zusammen eine neue Belebung des monachischen Ideals, gerade auch in den edelfreien Familien. So wandelten zwei Brüder aus dem Geschlecht der Grafen von Kamburg (bei Schwäbisch-Hall) ihren Anteil an der Stanzberg 1076 zu einem der Gottenmutter und St. Nikolaus geweihten Kloster. So richtete Albrada, eine der Erbälterin des letzten Schweinfurter Markgrafen Otto († 1089), gemeinsam mit ihrem Gemahl Hermann von Kastl (Oberpfalz) 1079 auf ihrer Burg Banz ein Kloster zu Ehren des hl. Dionysius ein. Die Herrenburg über Weilsberg, die Williburg, ward noch im 11. Jahrhundert ein dem Apostelkürten Petrus geweihtes Kloster. Endlich wurde 1182 auch die Stanzberg Hermanns von Kastl gleichfalls zu einem Petruskloster umgeformt. Von diesen Hohenklostern, nicht von den karolingischen Klöstern an Pfalz, ist der Satz geprägt: „Beneficentia manet aeva“.

Auch die Bischofsstühle prägen ihre göstliche Eigenart deutlicher durch neue Klöster und Stifter aus. In Würzburg überstrahlte die nach von Bischof Heinrich I. (985—1011) gegründeten Stifter St. Stephan und St. Johann im Rang der „Neuen Mönche“ neben dem Dom, das auf Betreiben Bischof Adalberos zwischen 1055 und 1063 gegründet, von der Königin Bidera von Polen und dem Edelfreien Eusebius aus dem uns bekannten an der Tanber begüterten Geschlecht reich ausgestattet wurde. In Bamberg gewählten sich zu dem Domstift und dem Stift St. Stephan (1012) die Stifter St. Gangolf und St. Jakob, erstere eine Stiftung Bischof Günthers, letztere eine seines Nachfolgers Bischof Hermanns (1065—75). In Eichstätt hatte Bischof Heribert (1021—42) die beiden Klöster auf dem Willibaldberg für Mönche und zu St. Walburg für Nonnen gestiftet oder wenigstens erneuert.

Mit der Gründung von Stift Neumünster und von Kloster Banz stehen wir an der Schwelle der Krise unseres mittelalterlichen Königtums, die man als „Investiturstreit“ bezeichnet, in Wirklichkeit der Durchbruch des deutschen Königs gegen das übernationale Papsttum und das internationale

Fürstentum im Reich war. Im Jahre 1055 war König Heinrich IV. mündig geworden; unter dem Druck der weltlichen Fürsten hatte er 1056 Erzbischof Adalbert von Bremen als Berater erlassen müssen. Aber das weltliche Regiment des jungen Königs mit Hilfe der Ministerialen, sein Versuch, das durch seine Sülzbergwerke wichtige Sachsen durch den Bau von Heilighausen zum ersten Königland des Reiches zu machen, zogen ihn mit 1072 in Feindschaft der großen Herzöge, Rudolfs von Schwaben, Bertholds von Kärnten und Welfs von Baiern, sowie die des stiftlichen Adels zu. Im folgenden Jahre wurde an Rom der Mönch Hildebrand zum Papst gewählt, Gregor VII. Er war entschlossen, gegenüber den Lehngewaltern, zuerst gegenüber dem deutschen König die „Freiheit der Kirche“ bis zur letzten Folgerung durchzusetzen, d. h. dem König nicht nur das Recht der Einsetzung der Erzbischöfe und Bischöfe zu nehmen, sondern die Herrschaft des Geistlichen über alles Weltliche, der Kirche über das Reich, des Papstes über den König zu verwirklichen. So verlangte er 1075 von Heinrich IV., daß er sich von fünf seiner Berater, die der Papst wegen Sinesio (Kreuz) geistlicher Exter durch Geld gekannt hatte, trenne. Darnach ließ der König am 24. Januar 1076 durch eine deutsche Bischöfensynode in Worms den Papst für abgesetzt erklären; die drei fränkischen Bischöfe, Rupert von Bamberg (1075—1082), Udalrich von Eichstätt (1075—99) und Adalbero von Würzburg unterschrieben das Absetzungskreuz, letzterer nur gezwungen. Gregor VII. antwortete am 22. Februar mit dem Banndict über den König und verlangte von den Bischöfen Wiederholung des Wormser Dekretes. Adalbero gehorchte nicht ungerne. Die oberdeutschen Fürsten drohten dem König mit Absetzung, wenn er sich nicht bis zum 25. Februar 1077 vom Banne lösen; gleichzeitig luden sie den Papst nach Deutschland ein, damit er über den König und die Krone entscheide. Doch durch den Hülfszug vor der Burg Canossa am 25. Januar 1077, wo der Papst bereits auf der Reise nach Deutschland weilte, zwang Heinrich IV. diesen, ihn vom Banne loszusprechen. Trotzdem setzten die Fürsten und einige Bischöfe, darunter Adalbero von Würzburg, am 13. März 1077 zu Forchheim Heinrich IV. als König ab und wählten Herzog Rudolf von Schwaben zum Gegenkönig.

Sobald nach seiner Rückkehr aus Italien fiel Heinrich IV. 1077 in Schwaben ein und zwang den Gegenkönig und den bei ihm befindlichen Bischof von Würzburg zur Flucht durch Franken nach Sachsen. Dann setzte sich der König, gestützt auf die Bischöfe von Bamberg und Eichstätt, auf die Bürgerschaft von Würzburg und auf die Burg von Nürnberg, die vielleicht erst jetzt schon wurde, in Franken fest. Zu Nürnberg übertrug er dem Bischof Eppe von Naumburg die Verwaltung des Würzburger Bistums und beschloß mit vielen deutschen Fürsten und Bischöfen, darunter Udalrich von Eichstätt, einen Feldzug nach Sachsen. Dem Heinrichs Gegnern gelang es, sich vorher vor Würzburg zu vereinigen; allerdings schürzte deren Absicht, Bischof Adalbero in seine Stadt zurückzuführen am tapferen Widerstand der Bürgerschaft. Einen zweiten Versuch der sächsischen Herzöge, sich mit dem

aus Sachsen zurückkehrend Gegenkönig zu vereinigen, verheiratete 1071 Heinrich IV. durch seinen Bieg bei Mellrichstadt, wo Poppo von Henneberg für seinen König Hel. Seidem blieb der Krieg Franken Inn. Er tobte in Schwaben, wo Friedrich von Hohenstaufen, mit 1079 Herzog von Schwaben, für Heinrich IV. kämpfte, und in Sachsen, wo 1080 bei Flechebein der Gegenkönig den Tod fand.

Von konnte König Heinrich sich gegen den Papst wenden. Bei der diplomatischen Vorbereitung des Italienzugs, die auch die Wahl eines Gegenpapstes Clemens III. in sich schloß, war in hervorragender Weise wieder Bischof Rupert von Bamberg beteiligt. Nach wechselvollen Kämpfen konnte sich Heinrich IV. von seinem Papst in Rom zum Kaiser krönen lassen, während Gregor VII. zu den Normannen fliehen mußte, in deren Reich er zu Salerno 1085 starb.

Nach seiner Rückkehr besetzte Heinrich 1085 endlich das Bistum Würzburg mit einem seiner Anhänger, namens Maginhard. Daraufhin versuchte Bischof Adalbero mit Hilfe des neuen Gegenkönigs noch einmal, sich in Würzburg anzusetzen. Gegen sie hielt der Kaiser Friedrich fünf Wochen lang die Stadt, mußte sie aber räumen, als das Entsatzheer unter dem Kaiser selbst bei Fleichfeld am 11. August 1086 geschlagen worden war. Doch Bischof Adalbero konnte sich in Würzburg nicht behaupten. Dem erneut heranzückenden Kaiser öffnete die Bürgerschaft die Tore. Bischof Adalbero fiel dabei in die Hände Heinrichs. Unter sicherem Geleit entließ ihn dieser, wohl gegen das Versprechen, nicht weiter gegen ihn zu kämpfen, in seine sachsenverwickelte Heimat, wo er 1090 starb.

Darüber war für Franken der Krieg der Könige zu Ende. Viel unklüpfelt, weil es für beide Teile wichtig war; für Heinrich IV., weil es als Land der mittleren Linie mit den beiden Pfälzen Würzburg und Nürnberg Vorstöße gegen seine Gegner in Südwestdeutschland und in Niederdeutschland erstgüßte; für die Gegenkönige, weil sie erst durch den Besitz von Franken wirklich an Heeren Süddeutschland wurden, wenn sie dann neben den Herzogen Will und Berthold an Adalbero in Würzburg eine unbedingt sichere Stütze gehabt hätten. Wenn das Königtum sich durch die schwere Krise des Investitionstreites hindurch gerettet hat, so haben daran Frankens Bischöfe und Reichsministerialen, die Burggrafen von Nürnberg und die Bürgerschaft Würzburgs ein hohes Verdienst.

Für zwei Jahrzehnte herrschte in Franken unter den Bischöfen Eurchard von Würzburg (1083—1104) aus dem kaisertreuen an der Tauber belohnten Geschlecht der sog. „Grafen“ von Rathenborg und Rupert von Bamberg (gest. 1102) der lang ersuchte Frieden. Um diesen zu sichern und um auch den kleineren Fehden zu steuern, ließ Kaiser Heinrich auf einem Tag zu Bamberg 1099 die iränkischen Grafen einen Landfrieden beschwören. Aber sechs Jahre später wurde Franken abernals von Selg heimgesucht. Des Kaisers Sohn Heinrich empörte sich gegen seinen auserwählten

gehörten Vater. Zwischen Hain und Damm spaltete sich der Krieg ab. So lag Bamberg, wo seit 1102 Bischof Otto seinen Amtssitz als friedliebender Seelsorger, Anhänger des kirchlichen Reform, aber auch dem Kaiser ergeben, Förderer des weltlichen Lebens, seines Amtes wahrte, außerhalb der Kampfzone. In Würzburg hielt Bischof Erhart (1102—21) zum Kaiser; der junge Heinrich ließ den Dompropst Rupert zum Gegenbischof wählen. Mehrfach wechselte im kriegerischen Hin und Her Würzburg seine weltlichen und geistlichen Herren. Nürnbergs Burggraf aus dem internationalen Edelgeschlecht von Raab mußte mit seinen Ministern und Bannern nach tapferer Gegenwehr die Festenburg dem Kaisersrecht übergeben; der Markt Nürnberg zwischen Burg und der Schallons-Kirche war in Flammen aufgegangen. Da starb am 7. August 1106 Heinrich IV., dem in allen schweren Tagen Franken die Treue gehalten hatte.

### Heinrich V. 1106—1125: Fränkische Friedensvermittlung.

Der neue Herrscher war in einer Verständigung mit dem Papst bereit, wenn ihm dieser die Verfügung über die Reichskirche belassen würde. Doch die Verständigungsbestrebungen der Bischöfe Erhart von Würzburg und Otto von Bamberg 1106 und 1107 blieben erfolglos. Der Streit mit dem Papst um die Investitur blieb weiser. Er vermied sich mit innerdeutschen Konflikten, an denen das harte und rücksichtslose Wesen des Königs nicht schuldlos war; Spannungen mit den großen Fürsten, Streit mit dem sächsischen Adel. Selbst mit Bischof Erhart von Würzburg überwarf sich der Kaiser; er nahm ihm 1116 die seit der Zeit Ottos III. beanspruchte Stellung eines „Herzogs“ in Franken bündlich ab und übertrug sie dem Herzog Friedrich von Schwaben aus dem staufischen Hause; doch 1120 setzte er dem Bischof wieder in seine Stellung als oberstem Gerichtsherr über allen württembergischen Kirchenbesitz — denn das war der Inhalt des Titels „Herzog“ in Franken — ein und öffnete sich mit ihm aus. Zu Bischof Otto von Bamberg, der sich als geistlicher Herr, weniger als Fürst des Reiches fühlte und dies auch dem König deutlich erkennen ließ, trat Heinrich V. in kein näheres Verhältnis. Innerhalb gebietet auch ihm der Ruf, mehr allerdings nach dem Bischof Ulrich II. von Eichstätt und dem Abt Erhard von Fulda, an der Befriedung des Reiches mitgewirkt zu haben. Anfang Oktober 1121 kam in Würzburg ein Reichsfriede zwischen dem König und seinen deutschen Gegnern zustande. Ihm folgte am 23. September 1122 der Ausgleich mit dem Papst, das Wormser Konkordat; dem deutschen König blieb die Einsetzung des gewählten Bischofs oder Abtes mit dem Scepter in die weltlichen Rechte und Besitzungen der Bischofskirche oder des Klosters; sie mußte der Einsetzung in das geistliche Amt mit Ring und Stab durch den Papst vorangehen. Entscheidend blieb in der Praxis, ob es dem König gelingen würde die Wahl im Domkapitel oder im Mönchskongress auf eine ihm genehme Persönlichkeit zu lenken.

Das folgte das Würzburger Schisma (Spaltung), das nach dem Tod Erharts 1121 aus der Doppelwahl des in zwei Parteien gespaltenen Domkapitels ent-

stand, Heinrich V. entschied sich für Gebhard von Henneberg gegen den Doberherrn Rüdiger, dem es jedoch nie glückte sich in Würzburg festzusetzen. Er starb im gleichen Jahr wie der Kaiser 1125.

**Lothar von Supplinberg 1125 — 1138:** Franken, des Königs Brücke zwischen Sachsen und Bayern.

Gegen den von Heinrich V. zum Nachfolger gewünschten Hohenstaufen Friedrich, Herzog von Schwaben, versuchte die päpstliche Partei die Erhebung des Sachsenherzogs Lothars von Supplinberg auf den Königs-  
thron. Für ihn war der Besitz Ostfrankens von größter Bedeutung als Brücke von Sachsen nach Bayern, dessen Herzog Heinrich der Stolze 1127 den Königs Tochter Gertrud heiratete, und das unsonst, als sich nun die Spannung zwischen dem König und den Stauflischen Brüdern Friedrich und Konrad in einem Kriege entlief. Lothars erstem Zug nach Franken war noch kein voller Erfolg beschieden; die Belagerung des für ihn durch seine Lage so wichtigen Nürnberg mußte er vor dem heranzrückenden Entsatzheer der Staufer aufgeben und sich über Bamberg nach Würzburg zurückziehen. Allerdings verstanden diese es, ihren Gegner auch aus Mainfranken zu vertreiben; sie wandten sich nach Speyer, wo Konrad zum Gegenkönig ausgerufen wurde. So wurde es Lothar möglich, den stauflisch gesinnten Bischof Gebhard von Würzburg, seines Amtes zu entheben und durch Erzbischof, Propst von Erfurt, zu ersetzen (1127—46). Dieser war allerdings kein unbedingter Parteilhaber Lothars, sondern wie seine beiden irrländischen Mit Bischöfe, Otto von Bamberg (1102—1138) und Gebhard II. von Eichstätt (1125—1149) heutzutage, zwischen dem König und den Hohenstaufen ausgleichend. Immerhin Frankreichs Hauptstich war in des sächsischen Königs Hand. Auch den Abt von Fulda, Ulrich von Kremmen, wechselte Lothar 1127 gegen einen seiner Anhänger aus der gleichen Familie, Helrich, aus. Damit stand auch diese wichtige Station zwischen Sachsen und Bayern nämlich ihrem Brückenkopf an der Saale, Hammelburg, dem König zu Diensten. Der einstimmigste Abt von Fulda, Konrad, schloß sich dann der fehdüchtern Vermittlungspartei an. Sie konnte mit ihrer Arbeit einsetzen, als das Jahr 1130 ungünstig für die Hohenstaufen verlief, in Italien ebenso wie am Rhein und auch in Ostfranken. Hier beschloß sich der Bayernherzog Nürnberg. Damit verfügte 1130 Lothar über ganz Franken; die Brücke von Sachsen nach Bayern war geschlagen. Darnach mag wohl von König Lothar oder einem kaiserlichen Schwagersohn die Lorenzengrabenstadt von Nürnberg planmäßig nach dem Vorbild der sächsischen Königstadt Goslar angelegt worden sein. Franken war das oberdeutsche Königreich eines aus Niederdeutschland stammenden Herrschers.

Nun konnte Lothar 1132 zu Bamberg den Entschluß fassen, nach Rom zu ziehen, das dort durch die Wahl zweier Päpste entstandene Schisma (Spaltung) zu beschlichten und sich zum Kaiser krönen zu lassen. Die letzten Vorbereitungen dazu traf der König in Fulda; von Würzburg aus wurde im August 1132

der Botzung angetrieben. Nach seiner Rückkehr trierte der Kaiser den ersten kirchlichen Posttag, Marias Geburt (3. September) 1133, zu Würzburg.

Nun, einem Kaiser gegenüber konnten die Stauer auf ihrem ausstehendem Krieg verzichten. Herzog Friedrich unterwarf sich nach zehntägigen Verhandlungen in Faldra 1134 im Folgejahr zu Bamberg, der Stadt des friedliebenden und friedenslieberrischen Bischofs Otto, Konrad, der zweite staufische Bruder, schloß 1133 seinen Frieden mit dem Kaiser und begleitete ihn auf dem zweiten Italienzug, von dem dieser nicht mehr lebend zurückkehrten sollte.

Unter Lothar und seinem nächsten Vorgänger Heinrich V. hatte sich Franken, sein Landschaftsbild wie seine kulturell-geistige Artung noch weiterhin gewandelt. Nicht durch die Tätigkeit des Königtums, sondern durch Maßnahmen seiner Fürsten und seines Adels. Bischof Otto von Bamberg schenkte ihm die letzten Benediktinerklöster meist im Zusammenwirken mit Adel und Ministerialität, so zu Löss an der felsigen Saale 1100, zu Hilsfeld im fränkisch-bairischen Grenzraum an der oberen Pegnitz 1119, zu Ansbach im Rangau gemeinsam mit Graf Gersich 1121. Doch schon hatte die kirchliche Reformbewegung in Frankreich neue Orden entstehen lassen; sie fanden Gönner in den reformerischen Kreisen Südlich des Rheins. So lebte eben Bischof Otto von Bamberg auch fort als Förderer des Ordens des hl. Bernhard mit dem Mutterkloster in Gisors. Er schuf dem Zisterziensensorden Heine- und Arbeitsstätten in auch wenig erschlossenen Landschaften Frankens, 1127 zu Elrsch im Steigswald, 1132 mit Hilfe der Alenberger zu Heilbrunn im staufischen Keuperswald und vor 1139 zu Langheim auf der nördlichen Frankensalb.

So gegenwärtig das Wirken dieser Klöster im engeren Raum auch gewesen sein mag — man darf es nicht überschätzen —, bedeutsamer für die Zukunft sollte eine politische Gründung werden: die Anlage der Lorenzstadt Nürnberg neben dem nach dem Brand von 1195 wieder entstandenen Burgflecken und Markt bei St. Sebald. War die neue Stadt so planmäßig und großzügig geschaffen hat, König Lothar, Herzog Heinrich von Bayern oder beide zusammen wohl eher als einer der Stauer, die Zeit Nürnbergs begann, als des sterbenden Kaisers Lothar staufischer Begleiter Konrad wider allen Erwarten sein Nachfolger im Reich wurde und für Ostfranken die zweite große Periode seiner Geschichte heraufzuführen sollte.

## Ortsenfurt im großen Geschehen der Zeiten

Peter Schneider

Wenn der Frankenbund in diesem Jahre seinen Bundestag in Ortsenfurt abhält, so hat er damit keinen unbekanntem, keinen obskuren Versammlungsort gewählt. In der großen Welt ist ja die Stadt Ortsenfurt nicht ganz unbekannt wie ihre Namensverwandte Oxford in England; doch was gegenüber einem andern Ort nötig wäre, nämlich lebenswürdige Einzelheiten vergrößernd und verherrlichend darzustellen, aus einem Wenig krampfhaft ein

Viel zu machen hier ist es nicht nötig. Ochsenfurt am Main hat eine Geschichte! Diese Geschichte statt eines kleinen Kirchenschriftchens den würdigen, großen, heiligen Rahmen des Weltgeschickens zu geben — das ist die Absicht von Worten, die auf dem Bundestag vor vielen Hürern gesprochen werden sollen und die wir jetzt in unserer Zeitschrift jensei Lesern bieten, die in Ochsenfurt nicht zugegen sein können.

Etwas noch vorausgeschickt! Wie deuteten schon an: Die Namen Ochsenfurt und Oxford bedeuten dasselbe. Wunderlicherweise ist es nötig, dies zu betonen. Denn die phantastische Namensdeutung einer nicht weit zurückliegenden Zeit wollte durchaus in das alte Ochsenfurt, gesprochen Ogsenfurt, etwas hineingebekommen. Mit der Willkür aller Phantasten sollte jene Namensdeuter die Selbstbezeichnung „og“ einfach an, sodass „Ogsenfurt“ entstanden wäre, dieses Ogsen sollte „O-ogen“ gelesen werden und etwa „Rechts-sager, Rechts-sprecher“ bedeuten; „Furt an der Gerichtsstätte“! Dieses unzeitige Finken wurde den stammenden Ochsenfurtern und anderen Franken hingeworfen. Es ist der reine Unsinn. Furten, durch die Ochsen getrieben werden können oder die mit Ochsen bespannter Wagen fahren kann; das gibt es auf der ganzen Welt, von Kapstadt bis Oxford. Der Ochse im rotenden Wappen von Ochsenfurt ist völlig am Platz. Es gehört zu den vielen beschämenden Erscheinungen des 19. Jahrhunderts, daß einer öden Peilieder die Namen der Tiere nicht mehr gut genug waren, die einst den Stolz unserer Väter gebildet hatten: der Ochse, die Kuh, das Schwein, der Hund. Damit muß es ein Ende haben.

Eben durch die Bezeichnung „Furt der Ochsen“ stellt sich ja unser Ort in eine wichtige Vorstellungsreihe der unseren Kulturmenschen, nämlich in jene Zeiten, da die Brücke noch ein seltener, vielbewundener Gegenstand war, der nur hier und da verwirklicht werden konnte; in Zeiten, da sorgsam und mit scharfen Augen jene Stellen gesucht werden mußten, an denen Gestaltwände die sichere Ausnagung des Flußbettes verhindert hatten, also eben die Furten. Nördlich Kleinschmieda, des Mutterorts von Stadtschmieda, fand sich eine solche Stelle. Als dann die Brückenzeit kam, da machte Ochsenfurt die allgemeine Entwicklung genügend mit: es schuf eine Holzbrücke zuerst — diese für 1204 bezeugt —, und endlich eine Steinbrücke, begonnen um 1142. So kann jetzt Ochsenfurt seine steinerne Mainbrücke, genau in der Mitte von dem Dutzend anderer alter Brücken des Mainlauf zwischen Bamberg und Aschaffenburg.

Aber diese Brücke war ja erst möglich, seit es einen Markt Ochsenfurt gab! In der Mehrzahl des deutschen Volkes stellte sich Ochsenfurt würdig in jene Reihe von Orten, die nicht aus einem schon bestehenden Dorf zum Markt erwauchten, sondern die planmäßig innerhalb einer Mark, von dem Hürern Ort aus, als Marktort gegründet wurden. Im 12. Jahrhundert wird das hier geschehen sein, und der Markt hat sich dann rasch zur Stadt entwickelt. In seiner Gründungsgeschichte steht also Stadtschmieda auf gleicher Ebene und Stufe mit solchen frühlichen Orten wie Karlstadt am Main — älterer Ort

Karlburg — und Neustadt a. d. Aisch — Mitternart Hiedfeld —, und wir bei diesen beiden sind der Mutterort und der Tochterort wegen der ständlichen Entfernung nicht zusammengehören.

Doch das spätere Mittelalter ist auch die Zeit der Burgen und der burgartig umscherten Städte. Zu diesen Wehren zwang die Not, zwang das als bittere Erbe aus Vorstellungen der germanischen Zeit immer noch fortwirkende Feudalrecht. Die Kleinkriegerei des deutschen Volkes, eine der hintersten Stufen zur endlichen staatlichen Einheit, die hat Ochsensfurt mit seiner Burg am Anfang zur Brücke, wo einst der Stadthauptmann saß, und seinen, zum ersten Mal 1312 erwehnten, großen Stadtwall zur vollen Größe durchgezogen. Heute preisen wir die kleinen Mainstädte, wenn sie als malerischen Schmuck ihrer Umfassung sich noch erhalten haben; heute betrachten wir, was einst bittere Not war, mit ästhetisch geschulten oder wenigstens romantisch eingestellten Augen; und es besonders wir Ochsensfurt vor allem, seine etwa 20 noch vorhandenen Tur- und Mauerrinne, die Reste seines letzten Grabens, und wir sagen: Was jetzt noch vorhanden ist, das soll erhalten bleiben.

Um diese fränkischen Wehren sollte im Mittelalter und in der Neuzeit der kleine und auch der große Krieg, und in der Verteidigung ihrer Stadt haben sich die Bürger von Ochsensfurt ausnehmend gut gehalten. Es ist erstaunlich, wie oft die Kriegsliebe um Ochsensfurt raste, und wie viele Freiherren, darunter hochberühmte, während der Kriegsjahre in der Stadt weilten. An diesen vielen Kämpfen waren zum Teil die feudalen Verhältnisse schuld, — von denen noch zu sprechen sein wird, — aber besonders auch die ungünstigste und zugleich gefährlichste Lage an der Südspitze des Maindreiecks und an der wichtigen Handels- und Heerstraße Würzburg — Ansbach. Da überzogen 11. 7. 1288 Luitpold Kirchenmeister von Northeim die Stadt; da besaßen 1432 die Bürger ihren eigenen Bischof Johann von Brunn, der damals Gegner ihres Stadtherrn, des Domkapitels war, eine saftige Niederlage; da schickten sie 1448 die Truppen des großmächtigen Markgrafen Albrecht Albrechts mit blutigen Köpfen heim (er wollte die Stadt erobern, die damals den Deutschen verpfändet war); und dann in der Zeit der europäischen Großkriege, die mit dem unglückseligen Dreißigjährigen begannen: da zog König Gustav Adolf 1631 als Sieger über Ostfranken auch in Kitzingen ein und wollte hier 11 Tage; und 11 Jahre lang, von 1637 bis 1648, wurde die Stadt von Franz und Feind drangsudert. Dann hielt im September 1673 der französische Marschall Turenne, berühmter Feldherr des Sonnenkriegs, in einem der Hochkriege seines Herrn die Stadt 3 Tage lang besetzt, und von 1678 bis 83 lagerten hier preussische Truppen. Im Siebenjährigen Krieg, 1758, besaßen die Preußen Ochsensfurt, und nach ihrer Vertreibung erhielt die Stadt eine kaiserliche und österreichische Besatzung. So hatte es das arme Städtchen 1788 zu einer Schuldenlast von 48000 Gulden gebracht; man rechnet sich aus, was das nach heutigem Geldwert bedeutet. Aber wir sind noch nicht zu Ende! 1796, beim Einfall des Generals Jourdan, besaßen die Fran-



zogen die Stadt auf dem Her- und Hinweg, und von 1800 bis 1803 nahmen die Durchzüge kein Ende. Dann kam die Säkularisation, und nach dem Übergang an Pfälzern wurde zwar nicht mehr um Odenfurt gekämpft, aber es begannen die Blattpfer, die auch die Säbne dieser Stadt in den Händen der Säkularfürsten dem großen Prospekt darbringen mußten. Ja, die Geschichte Odenfurts ist ein vollständiger Anschluß aus dem Kriegszustand von mehr als sechs Jahrhunderten. Dabei schweigen wir von dem, was wir schaudernd selbst erlebt.

Aber Krieg wird ja nicht nur mit den Wällen geführt: Der Wirtschaftskrieg, der Handelskrieg ist eine nur zu bekannte Erscheinung der in Völker aufgeplitterten Menschheit. Aus Handelsneid sind ganze Völker ausgebrochen, sind blühende Städte zerstört worden; und wer wußte nicht, in welches Ungemach uns der Handelsneid eines wohlbekanntem großen Volkes gestürzt hat! Doch Wirtschaftskriege führen nicht nur ganze Völker gegen einander. Es war das Schicksal Deutschlands, daß es vom 13. Jahrhundert ab in eine Vielzahl kleiner Territorien, kleiner Herrschaftsgebiete zerfiel, und diese haben vom 17. Jahrhundert ab auf dem Gebiet der Wirtschaft im Geiste des Merkantilismus und des Absolutismus, wo es nur ging, einander hartnäckig bekriegt. Auch Odenfurt konnte diesem ein Löschchen einlegen. Zum Staat des Hochstifts Würzburg gehörig und in diesem dem Domkapitel untertan, hatte es in seinem Norden den Staat der Markgrafen von Ansbach, hatte es in aller nächster Nähe das Städtchen der Schwarzburg, die seit 1643 Gesamtbehörden von Marktsuhl waren. Die Herren des Mainlands aber kannten einander nach dem Dreißigjährigen Krieg wirtschaftlich, wo sie nur konnten. Odenfurt, das einst von dem im Mittelalter auch mächtigen Domkapitel sehr gefördert worden war, blieb infolge des Hinsterbens, daß die Herren von Marktsuhl und Marktbreit ihre „Fenster zum Main“ geradezu galvanisierten, nun hinter der wohlhabenden, handelsbefähigten Oberrheinische ihrer Nachbarn wirtschaftlich zurück und wurde zunächst ein Schicksal des Handwerks und des Kleinhandels, soweit es nicht Ackerstädtchen war. Dies wirkte, trotz dessen, was die bayerische Regierung im 18. Jahrhundert für Odenfurt tat, nach lange nach; das Großgewerbe ließ einstweilen keinen Fuß; dies ist erst im 20. Säkulum gelungen. Ein Glück, daß die reichlichen Nachbarn wenigstens dem allzeit bedeutenden Getreidehandel, zu dessen Beförderung die Schiffahrt Oberrhein viel beitrug, nicht allzuviel schaden konnten. Das aber steht fest: fast 200 Jahre stand Odenfurt mitten in jener Gedränge östlich-absolutistischer Wirtschaftspolitik, das der deutschen Kleinrenterei ein besonders charakteristisches Gepräge gegeben hat.

Wenn ich aber andeutete, daß das Großgewerbe wenigstens im 20. Jahrhundert wirklich hier festen Fuß fassen konnte, so habe ich damit auch eine Sache berührt, die Odenfurt in ein mehr als deutsches, die es in ein über-völkisches Geschehen hinstellt. Nachdem schon das Trückerwerk Odenfurt der Süddeutschen Zerkor-A.G. errichtet wurden war, wurde 20. 6. 1923

Nur eine der modernsten Zuckerrübenfabriken Europas ausgewählt. Es ist klar, daß dadurch die lokale Erzeugung der Zuckerrübe bedeutsam gefördert wird: der Zuckerrübe, für die sich die warmen Lagen und tiefgründigen Lehmböden oder auch Sandlehmböden Unterfrankens hervorragend eignen. Die Stellung, die dadurch Ochenfurt innerhalb Frankens gewonnen hat, freut jedes Franken. Aber unser Gesichtskreis soll ja heute unerschrocken sein durch den Begriff: Kulturgeschichte der Menschheit. Wann hat denn die Menschheit seit Jahrtausenden ihr tägliches Leben verfaßt? Durch den Himmelsvogel viele Jahrhunderte ausschließlich; bis eines Tages in weiter Ferne ein unbekannter Nebenbuhler sich erhub: der Zuckerrübe, das man, seit der Entdeckung der neuen Weltteile, den Süßmais, wenn ich so sagen darf, beherrschte. Jetzt gewöhnen sich die Deutschen so sagen: „zuckernuß“, nachdem sie von den Lateinern „mella dulcor“, honigsüß, gelernt hatten. Da verhängte eines Tages Napoleon über die Länder seines Reichthums die Kontinentalperre, und für Mitteleuropa war es für Jahre vorbei mit der Süßung des, ach, schon so beliebt gewordenen Kaffees mit dem Rohrzucker; und da entdeckte ein Deutscher — der Böhmenzucker und erfand seine Herstellung. Neue Wege in der Geschichte eines wichtigen Nahrungsmittels! Badenständige, ernsthafte Konkurrenz für den exotischen Fremdling! Verheißungsaufhebung des unerschrockenen Süßstoffs! Im wahrsten Sinne des Wortes eine kontinentalte Verschiebung; denn sie ging über Kontinente hinweg. Und mitten in dieser großen antarkischen Angelegenheit steht nun Ochenfurt. Ja, daran ist nicht zu zweifeln. Oxford hat seine Universität, Ochenfurt sein Zuckerwerk.

Wenn ich dir, kleine Stadt in Franken, mit einigen zarten Strichen zeigen wollte, wie sich großes Geschick in deiner Geschichte völligfüg maßt — und ich habe noch lange nicht alles gesagt! — so habe ich absichtlich heute von deiner Schönheit geschwiegen. Du kommst ja noch besonders dazu! Denn wichtige Weltgeschehen kann sich auch an heftigsten unbedeutende, der Schönheit bare Orte knüpfen. Nicht so bei dir! Im Perlenkranz der Mainstädte strahlt deine romantische Schönheit besonders hell. Warum und wieso das der Fall ist, mag ein andermal gesagt werden — prächtiges, stiftliches Städtchen Ochenfurt!

## Heimatgeschichtliches aus Franken

### Die „Deutschherrischen“ im Ochenfurter Gau

Fred Heinrich

Auf der Hochfläche des Ochenfurter Gaues, an der Bahnlinie Ochenfurt—Weikersheim, liegt der schwarze Marktflecken Geiselsheim, im Volkssmund „Gäggel“ genannt. Wie so oft in der Mundart die Benennung von Orten Menschen und sonstigen Dingen scheinbar willkürlich geändert worden, oftmals Fremde vorwiegend, heißen die Einwohner „Gäggel“ die „Deutschherrischen“. Viele Menschen, die sich dieser mundartlichen Namen bedienen, kennen Herkunft, Entstehung und Bedeutung nicht.

Der Ort Gelbshelm ist eine alte Siedlung. Nach der Ortsnamenforschung reicht die Gründung in die Zeit von 500—700 n. Chr. zurück. Jährhundert  
vordem war aber der Boden Gelbshelms schon besiedelt. So wies ein Skelett-  
funde im Jahre 1837 auf eine Besiedlung in der frühen Eisenzeit (Hallstatt-  
zeit, 800—500 v. Chr.) hin. Früher (um 1800) ist eine Siedlungsstelle in der  
Nähe des Ortes durch Univ.-Prof. Dr. Hack festgestellt worden, „Staffel-  
brunn“ bei Gelbshelm. Doch ist weiter keine Überlieferung dieser Geschichts-  
spuren vorhanden. Nur von Karl d. Gr. wird im Volke erzählt, daß er sich  
gerne in dem fruchtbarsten Oberrheinischen Gau, nämlich vom Maindreieck auf-  
gehalten habe. In Gochseltshausen sei sein Halbstadt, in Kitzschhausen die Zelt-  
lager der Ritter seines Gefolges und in Sanderhofen (Sauerhausen) der Hof der  
Königin gewesen. Bei Gelbshelm aber wurde Gericht gehalten, wie auch später  
der Deutschordensrittern hier eine Gerichtsstätte hatte. Die Flurnamen im Westen  
des Ortes, „Galgensteich“, „Helm Gericht“ oder „Am Kreuz“, deuten heute  
noch darauf hin. Gelbshelm war also gewissermaßen ein „Galgenheim“. Zwar  
liegt die Ableitung des Ortsnamens Gelbshelm von „Galgenheim“ nahe, die  
Ortsnamenforschung gibt jedoch eine andere Auflegung. Der Name ist, wie alle  
alten rhein-Ober- der Rhenan Zeit, mit einem Personennamen gebildet, der  
Gallisch geheißen haben wird; also „Helm des Grundherren Gallich“. Im Laufe  
der Geschichte hat sich der Ortsname zur jetzigen Form entwickelt:

N. L. Fries (Würzburger Chronik)	1165	Gelbshelm
Urkunden der Habendahn	1219	Gaulbshelm
	1220	Gaulbshelm
Urkunde Konservatorien Wähg.	1401	Gellingsheim
Siegelurkunde d. Gemeinde	1528	Geyllingheim
Altes Courent	1	Gelbshelm
Markverteilungsurkunde	1616	Gelbshelm
Gerichtsurkunde des Deutschordens	1716	Gelbshelm
Schreiben Deutschordensrat	1717	Gelbshelm
Mergenthal	1771	Gelbshelm

Seit 1800 blieb der Name unverändert, wie sich auch in der Mundart die  
Aussprache „Gälgel“ oder „Gälhel“ nicht mehr geändert hat.

Da der Deutschorden in Gelbshelm ein Hoch- und Halsgericht hatte (1209  
gen Act verlegt), ist der Schluß erlaubt, daß der Orden in Gelbshelm Besitz  
hatte. Wie aber kam Gelbshelm an den in Preußen und im Baltikum lebens-  
stiftenden Rittersorden? Der Deutschorden war 1180 während der Belagerung  
von Akkon im He. Land durch Friedrich von Schwaben gegründet worden.  
Dort war zuerst auch der Ordenssitz. In der deutschen Heimat gewann der  
Orden viele Mitglieder und damit Besitztümer und Niederlassungen. Die damaligen  
Herren des heutigen Oberrheinischen Gaus, des Gellachs und Badenachgaus,  
waren die Herren von Habendahn. Sie hatten seit Beginn des 13. Jahrh. Besitz  
in Gelbshelm. 1219 trat Andreas von Habendahn in den deutschen Orden ein.  
Seine Söhne schenkten 1220 Ort und Pfarre „Gaulbshelm“ dem Deutschorden

und erhielt es wieder als Lehen zurück. Seitdem ist die Geschichte des Ortes eng mit der Geschichte des Deutschherrenordens verknüpft und viele Denkmale weisen in diese Zeit; nicht zuletzt erinnert daran die mundartlich-geschichtliche Bezeichnung der Bewohner als die „Deutschherrenischen“ im Gau. Damit sind gleichzeitig die Menschen und ihr Tun herausgehoben, wie im Vergleich die Eigenart des Kirchturnstiles unter den rings zu sehenden Schertürmen der Umgebung.

Ein kurzer Überblick über die weitere geschichtliche Entwicklung des Deutschherrenordens mag besonders den Einheimischen erwünscht sein.

Um 1280 begann der Orden unter dem Hochmeister Hermann von Salza seinen Kampf gegen die „Lands der heidnischen“ Preußen. In 50-jährigem Ringen wurde dieses Gebiet unterworfen (1323), kolonisiert und als deutsches Ordensland eingerichtet. Der deutsche Ordensstaat war eine Neuschöpfung und wie Brandenburg eine Sonderform der deutschen Territorialgeschichte. Er war im Abendland etwas Einmaliges, ein geistliches Fürstentum, das Schwertritzentum, das von außen her politisch beeinflusst war (Polen). Trotzdem gelang die Kolonisierung der preußischen Lande, weil sie von Rittersn, Bürgern und Bauern gemeinsam bewirkt wurde. So verlor der Orden nach dem Verlust Altkens im Jahre 1291 das Hochmeisteramt 1309 in die herzogliche Markenburg, dadurch besagend, daß er ein neues großes Gebiet für die deutsch-europäische Kultur gewonnen hatte.

Im 14. Jahrh. geriet das geistliche Ordensland unter polnische Oberherrschaft. Dabei wurde sein Gebiet auf Ostpreußen beschränkt. Dieses nahm aber unter Hochmeister Albrecht von Brandenburg-Ansbach 1325 die Reformation an und wurde weltliches Herzogtum. In dieser Zeit der Säkularisation des Ordensstaates begann eine stärkere Durchdringung des Landes mit deutschen Wesen. Der auswärtige, südöstliche Teil des Ordens, nach Livland, das den Schwertrittern gehörte, blieb katholisch und bildete einen neuen „Herz- und Deutscheneier“, der seinen Sitz in Mergelheim nahm. Seitdem sind auch die wenigen noch erhaltenen Urkunden „Amt Gelichheim betreffend“ dort ausgestellt. Das von weltlichen, ausländischen Bauern errichtete Wasserschloß von Gelichheim wurde vom Deutschherrenorden als landwirtschaftliches Gut aufgebaut und wieder mit einem Anmann des Ordens besetzt. Der erste Vogt, mit der Zeit seines Wirkens und namentlich aufgeführt, ist der „Anmann zu Geylichshelm Conalt Zahl 1433“ (Staatsarchiv Mels). Im Jahre 1529 wurde im Zuge der Säkularisation Napoleons auch das Deutschherrenamt Gelichheim aufgelöst und kam zum damaligen Großherzogtum Würzburg, mit diesem 1814 an Bayern.

Wappen und Zeichen erinnern besonders die Jugend an ihr Dorf mit alter Tradition, ihre mundartliche Bezeichnungen „Gägg“ und „Deutschherrenischen“ immer wieder an die bedeutsame Heimatgeschichte.

## Sulzfeld am Main, das mauerungsgürtete Dorf

Im August Kirchbacher

Es war ein ständiges Streiten im hl. Reiche deutscher Nation, als die Reichsgewalt im 12. Jahrhundert schwächer und schwächer wurde und die infolge des Niedergangs der kaiserlichen Macht erspargekommenen Landesherrenschaften ihre Zeit gekommen sahen, im politischen Spiel und auch im Waffenkampfe Land und Leute auf Kosten der Nachbarn zu erobern. Diese stürmischen Auseinandersetzungen im Westlauf von Geltung und Größe hatte auch der Bischof-Bischof von Würzburg zu bestehen, nachdem sein Gebiet zwischen Herrschaften lag, die in der Vergrößerung ihrer Landesherrschaft sehr zielbewußt und tätig vorkamen.

Von Westen her drängte das starke Erzbistum Mainz in den Speyertal, den Odenwald und am Mainlauf nach Osten vor, im Nordwesten kämpften die Grafen von Bismark wappmäßig gegen Mainz und Würzburg, von Osten schob sich das Bistum Bamberg in das Gebiet der Markgrafen von Schwabach, und an der Südküste wurden Stadt und Burgenschaft Nürnberg westliche Gegenspieler gegen den geistlichen Nachbarn am Mittelmain. Im Süden weiteten die Herren von Hohenlohe ihre Macht und im Norden lagren die Grafen von Henneberg, die das Amt des kaiserlichen Burggrafen in Würzburg bekleideten, in jahrzehntelangen Streit mit den Würzburger Bischöfen. Im Südwesten besaßen die Grafen von Wertheim eine Stellung gegen Würzburg.

Diesem ständigen gegenseitigen Druck auf die Grenzen wehrten die Landesherren im ausgehenden 12. und im 13. Jahrhundert durch die Gründung von Städten, deren Bürger als bewaffnete Macht hinter ihren hohen Mauern ihre Siedelung und damit das landesherrliche Gebiet gegen angreifende Feinde zu schützen hatten. Die neuen Städte übernahmen dadurch einen großen Teil der Aufgabe des Wehrturmes, des Bittentums, dessen Burgen auf eiserner Bergeshöhe durch die sichtbar werdenden Gewaltthaten der Feinde leicht unangegangen werden konnten. Die meisten Städte im ehemaligen Würzburger Lande und in den angrenzenden Gebieten erfuhren ihre Stadterhebung, nicht sogar ihre planmäßige Entstehung aus der Notwendigkeit heraus, feste Stützpunkte gegen den länderübergreifenden Nachbarn zu schaffen. Daß das heutige Unterfranken mit Städten und Städtchen übersät ist, muß als Auswirkung dieser Verteidigungsmaßnahmen der verschiedenen Herrschaften von dem Main betrachtet werden. Dabei haben nicht wenige zu Städten erhobene Ortschaften von ihrer Stadtherrlichkeit nicht einmal Gebrauch gemacht. Wir nennen hier auf kleinem Raume beispielsweise Zelligen (1312), Landshaus bei Karlstadt (1379 Stadt), Alzenau (1400), Trüdingen (1485).

Als Vervollständigung der Verteidigungsanlage gehörte zur Stadt meist noch die beherrschende Burg entweder auf der steilen Höhe, von der nicht selten schützende Armeen gleich die Mauern zur Siedelung im Tale ließen und sich an den Verteidigungsring der Bürgersiedelung anschloßen (Rothem-

Ich, Wertheim u. viele andere), oder ein Stadtschloß als beachtenswertes, wichtiges und eigen geartetes Bauwerk in einer Ecke der Stadt (Auh, Odenfurt, Lehr u. a.).

Befestigung war im mittelalterlichen Raum nicht nur den Städten eigen. Am und um den Main liegen zahlreiche Dörfer, deren Besiedlung mit Gewinnung und Forderung des Landesherrn eine Mauer um ihre Niederlassungen bez. Begrenzung und Durchföhrung erforderten bei der verhältnismäßig geringen Zahl der Einwohner eine Gemeinschaftsleistung ungewöhnlichen Ausmaßes. Über den Beronchog und höherem Palmbademraum, über einen steilen und nassen Graben und Erdwall gelangten so die Orte zum Schutze gegen Menschen und wildes Götter zur Umfassung der Gesamtsiedlung, wo sie sich an Stelle des Schlaghaumes an den Eingangsstraßen die Tortürme oder Tortürme in ihren mannigfaltigen Bauformen errichteten, die heute noch in Franken als Zierde der Dörfer gelten.

Nicht nur im Raume Kitzingen-Odenfurt, wo sich diese befestigten Dörfer hielten, sondern im gesamten mittelalterlichen Gebiete kennt man diese freien Markflecken und Dörfer, die heute noch ihre uralten Mauern und Türme ganz oder wenigstens in Resten als malerische Erinnerungen der Vergangenheit aufweisen. Auch die Bürgerburgen in solchen Dörfern, die befestigte Kirchhof als Zuflucht- und Verteidigungsort im Feindesfall, sind noch da und dort im alten Bestand oder in Bruchstücken vorhanden als Zeichen des Wohlwollens unserer Ahnen. Wenn da auch nicht die Ausnahme haben wir die Kirchenburgen der Franken in Nibenberg, so bilden sie doch eine Zierde des Dorfbildes, schön und christlich zugleich. In meinen „Bildern aus Franken Vergangenheit“ konnte ich nach dem „Kunstdenkmälern Bayerns“ mehr als ein halbes Hundert von Friedhofsbefestigungen in Unterfranken aufzählen.

Wohl am besten erhalten von den befestigten Dörfern Mainfrankens stehen Friesenhäuser bei Odenfurt und Sulzfeld am Main bei Kitzingen in der neuen Zeit. Sulzfeld am Main, dessen Befestigung an Vollständigkeit und malerischem Reiz nach den Kunstdenkmälern obenan steht, soll hier betrachtet werden, da es als Musterbeispiel einer Dorfbefestigung angesehen werden muß.

Wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert entstand der größte Teil des Mauerwerks, der das Dorf in einem unregelmäßigen Fünfeck umschließt. Mauern und Türme stehen unter Fürstbischof Julius von die Jahrhundertwende 1600 ihre weitgehende Erneuerung, die sich wohl auch auf die Form der zahlreichen Türme erstreckte. Der Fallorturm (Fallorturm) trägt sein Wappen. Der aus Bruchsteinen errichtete Mauerriegel, der heute sich niedriger bietet als er ursprünglich war, ist nach dem Katasterblatt mit 21 Türmen, darunter drei Tortürmen, verstärkt. Die Türme sind teils recht gut erhalten, teilweise ruine. Die lange, schwarzgerade Mainfront weist zwei Tore auf. Das stattliche Münster von 1553 mit Treppengiebel und hübschem Dachreiter hat kleine Fensteröffnungen und Schießscharten. An der Dorfenseite führt eine malerisch überdachte Treppe zum Obergericht. Fallgatter und Gießloch er-

möglichten die Verteidigung. Der Turm des Primentars oder untern Main-  
tars wirkt gedrungen und fest. Der Faberturm steht an der Westseite.  
Sämtliche Türme scheinen in ihrer jetzigen Gestalt aus der Erbauzeit zu stam-  
men. Nach Schloß Kitzloch Künstlerentwerfung „Wie Albrecht Dürer  
auf seiner Reise nach den Niederlanden bei Solzfeld am Main vorüberlief  
1528“, die Solzfelds Name weithin bekanntmachte, zeigt das Dorfbild größtent-  
theils, wie es nach der Umgestaltung durch Julius Echter aussah.

Nachdem das Dorfgebäude zur beherrschenden Kirche nach Westen ansteigt,  
die einmal eine Kirchenburg um sich hatte, tritt auf Lichtbildens von Main  
her der kräftige hohe Turm der Nordfront mit seinem gelingenen Anstieg  
und seiner prächtigen eigengesetzten Dachbildung mit Erkern überragend  
hervor.

Über die Türme der Türe erzählt 1823 R. Haldy im „Bayerland“: „Die aus-  
gesprochenen Gesichte von Solzfeld sind die unedligen Türme, von denen jeder  
anders aussieht. Dieser rund, jener vierckig, dieser lager und ecklos, jener  
eck und gerätlich, dieser mit einem flachen Wimperverfall als Hat, jener  
mit einer hinherschalen Türe auf dem langen Leibgerüst, dieser mit kräftig-  
gestalteten Aufsätze, jener mit einem viele Ellen hohen Giebel, gleich einem  
vom Hunger in die Länge gezogenen Gesicht. Hätte der kunstungrige Bau-  
meister diese Türme alle auf einmal bauen sollen, seine Erdbehergung hätte  
nicht ausgereicht, diese Mannigfaltigkeit hervoranzubringen. Kein Turm gleicht  
dem andern. Verwandt sind sie alle, aber jeder entstammt einer andern  
Famille. Wenn auch das Band der Mauer die Gesellschaft der Türme un-  
schließt, so tut im Grunde doch jeder, was er will. Hier hat sich einer eine  
über alle Maßen materielle Höhenreize angelehnt, da einer einen Giebel  
aufgepöppelt, dort einer ein Türmchen auf seine Turmkappe gesetzt, gleichsam  
spöttlich über die übrige Bruderschaft hinweggebend — wie alte wunderliche  
Menschen matten sie an, von denen jeder für sich eine Eigenheit im Extra-  
stübchen hat.“

Zahlreiche anscheinliche Bürgerhäuser schauen mit den ausdrucksvollen Gie-  
beln über die Mauer der Mainfront und stieren als bauliche eigengesetzte  
Schicksale die engen Gassen des Wimperdaches, die schmal und gelogen engem  
zur Kirche ziehen und die zu ihrer baulichen Besonderheit noch Heiligenfiguren  
an den Ecken oder in Nischen stellen. Alle aber überragt das stattliche Bau-  
haus mit seinem kräftiggliederten Giebel und dem Wappen Julius Echers an  
der Spitze.

Als Rathoff Julius Eger

Wardt die Rathaus von neuem vollführt,

Das brauch du frommer Vnderthan,

Wie es bedürftlich geschehen an.

Schaff ab nachtheil, bedenk den nutz,

Nicht gutes an, gib gut zu schatz

Und thu nach deins Herrn wunsch

Glaub gewis, kein näher würt sehr und-  
sonst: Anno 1609.

[Inchrifttafel am Rathaus]

Ein reichgezierter Einfahrtportal mit dem Orniswappen (drei Fleck) führt in die Halle des Erdgeschosses, eine hübsche Personenpforte zu dem originell ausgestalteten Ansehen der Obergeschosse. Die Schlangelohre, die der Kitzinger Steinmetz Peter Meuser schuf, steht nach eine Marienstatue von 1724.

Die gotische Kirche wurde 1432 zu bauen begonnen. Turm, Sakristei und Chor stammen aus dieser Zeit. Julius Echter, der so viel für seinen Flecken Salsfeld tat, gestaltete sie in vielen neu. Besonders wurde das Langhaus unter ihm vergrößert. Diese Bauwendungen geschahen um 1602. Der gute Oelberg stammt von 1497. —

Hinter den dicken Tümen und Mauern wohnte ein streitbares Haken- und Bauernvolk, das sich seiner Aufgabe, als eine Würzburger Grenzlast gegen das Markgräfliche Gebiet heidnischen Eindall abzuhalten, wohl bewußt war. Ein halbes Hundert „Schützen“ mit Sturmbat, Flämting und Seitengewehr übte die Hakenbüchsen, ein Hundert „Spieser“ unter Leitwanzl und Feldwibel zu, zu mit Spießen und teilweise mit Handbüchsen bewaffnet im Feld. Rief der Wirtel vom Hohen Turm Feinde über den Dorf und schlugen die Sturmglocken an, dann gingen abgleich die Zugbüchsen über den Graben hoch, die Fallgatter stanten nieder und die Wachmannschaften stoben auf die Türme, wie ein Verzeichniss des Jahres 1537 beschreibt: Auf den Hohen Turm drei Mann und zwei Doppelhaken, auf den oberen Malmsturm vier Mann, einen Doppelhaken, auf den Bachsturm drei Mann und zwei Doppelhaken, auf den Faltierturm drei Männer und zwei große Doppelhaken und so weiter auf alle Türme.

Die Bürger waren das ganze Jahr hindurch in den Waffen geübt worden. Sie verstanden es wohl, in der Stunde der Gefahr dem Feind die Zinne zu zeigen. Das erfuhr der Markgraf Albrecht Achilles, als er am 12. December 1461 einen Handstreich auf Salsfeld unternahm. Die Bauern wehrten sich hinter ihren Mauern und vertrauten auf die heilige Hilfe ihres heidnischen Herrn. Der Haufen des Markgrafen, der sich hinter seiner Wagenburg verschanzt hatte, weil der Bischof mit Krügen herankam, wurde mit blühigen Köpfen abgewiesen und zog mit zwei Wagen Verwandter nach Kitzingen ab.

Im Dreißigjährigen Krieg unterlag der Flecken der Obermacht. Die einfache Ummauerung konnte gegen die Feuerwaffen nicht mehr viel nützen. So wurde Salsfeld von beiden Kriegsparteien öfters eingeschlossen und hatte innerhalb seiner Mauern fast ununterbrochen starke Besatzung von Freund oder Feind. Plünderungen und Beauschätzungen schädigten die Einwohner so, daß sie mittellos und bettelarm in die Wilder lüben. Als das große Streichen im Mälchlande wüthete, starben 1625/26 265 Personen; 1633/34 blüben von 173 Bürgern nur 36 am Leben.



Salsfelds Name ist auch mit einer der größten Schrecken verknüpft, die im Mittelalter auf fränkischer Erde geschlagen wurden. Die Cyrillusschlacht am 1. August 1386 fand auf der Markung des Dorfes gegen Kitzingen statt. Ob der blutige Kampf die Bevölkerung des Ortes in Mitleidenschaft zog, ist nicht bekannt. —

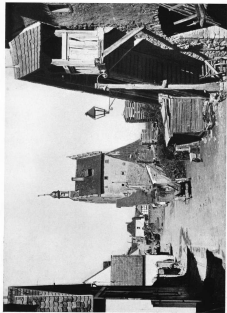
Wie Julius Eichters Regierungszeit unser Dorf ausstattete, so steht es noch in der jetzigen Zeit, von sein prächtiges Renaissance-Rathhaus als Drehkreuzpunkt gewahrt, mit seiner spätgotischen Kirche, der die Eichterszeit ihr Gepräge prägte, mit seinen Toren und Türmen. Spätere Zeiten haben lediglich nur ganz wenig zugefügt. Da es allseitig seine städtische Gemeindevorlesung behält und die Beschäftigung der Bewohner wie von alters her hauptsächlich die der Acker- und Weinbauern blieb, ist es ein Stadtdorf, durch seine bauliche Schönheit und Geschäftserfolg ein Muster bedeutiger fränkischer Dorfsiedlungen.

Quellen: Mainfränkische Heimatkunde I. Aus der Vergangenheit Unterfrankens. — Kunstdenkmal der Bayern, Hof Kitzingen. — H. Uppert, Salsfeld, im Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken Band 10.

## Im Kitzinger Gartenland

Fritz Magerlein

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts pflegten alle Orte des Kitzinger Landes den Weinbau. Vom Schwarzscher Becken bis Ochsenfurt reichte sich ein Hückerreist an das andere. Selbst die Sandgemeinden am linken Mainufer hatten in ihrem Gemeindefeld ausgedehnte Reblandstreifen. Der Weinhandel blühte nicht nur in Kitzingen, sondern hatte ebenso tüchtige wie angesehene Vertreter in Dettelbach, Mainbernheim, Mainstockheim, Hohenfeld, Marktstall, Salsfeld, Seggitz und Marktschütz sitzen. Der Großkaufmann und Weinhändler Jansich in Marktstall gehörte z. B. um 1860 jahrrelang der Rinde- und Abgeordnetenversammlung in München an und war dort Beherrschender für die bayerische Zoll- und Handelspolitik. Der Weinhändler Ernst Günther in Marktstall vertrat den gleichnamigen Landgerichtsbezirk ebenfalls als Abgeordneter in München. — Schlechte Weinjahre, Verkühlung von Kandelstein und Schädlingen (Peronospora, Mehltau und Reblaus), veränderte Gärungsrichtung im Getreideverbrauch (Hirsvendung zum Bier; Mais- und Hirsvwein werden bevorzugt getrunken), Ausbau der Verkehrswege und -mittel, Aufwandskonkurrenz (transalpine Weine) und Änderung der sozialen Struktur (Großstadt, Industrie) beschränkten einen starken Rückgang der Reblächen. Im Kitzinger Land konnte sich der Weinstock nur auf der Gipfelkuppe des am Fuß des Siegrwaldes (Anbaufläche 1905: 106 ha) und an dem lebigen Muechelkalkhängen des rechten Mainabzweigs (Anbaufläche 1905: 185 ha) halten. Die Gaudäfer mit ihren letzten Lössablagerungen stellten sich ganz auf den Ackerbau um. Die Orte am linken Mainufer, deren von Mainablagerungen bestimmte Bodenzusammensetzung (schwar Sand bis schluffiger Sand auf Muechelkalkunterlage) geringe Fruchtbarkeitserwartungen aufweist, mußten sich, wenn die



Seefeld, Mählgasse mit Postamtsturm



Döbmitz. Einzeiler mit Blick auf die Spitzkirche



Marktoberon ist ein charaktervolles „goldstagn-mittelalterliches Gesamtbild“ (vgl. P. Schaefer, *Polen im Mittel und Neigewald*, Seite 85).



Das Sterbehaus des oberständlichen Heimanstalters Franz Leber in Seefeld.

ihre Bevölkerung vergrößern und ihre Kleinhöfchen rentabel gestalten wollten, wiederum einer landwirtschaftlichen Intensivkultur zuzuwenden. Sie wählten deshalb den Garten- und Obstbau.

Bereits im 11. Jahrhundert durchzogen allenthalben Steinobstanlagen die Felder des Streifens zwischen Main und Seligerwald mit seinen gemischten Ackerhöfen. Die Landbeschreibungen der damaligen Zeit berichten von ausgezeichnetem Obstbau in den Verwaltungsbereichen Volkach, Kitzingen und Marktheiden und von einer bedeutenden Obstbaumzucht in Dietrichshaus und Marktstief. Die Gießener Linie in Marktheiden hat vor 100 Jahren ihre hervorragenden Jungbäume an. In Kleinlangheim wurde „der unfruchtbare Sandboden durch das Anpflanzen zahlreicher Zwetschgenbäume in fruchtbaren Erdreich verwandelt und dadurch den Einwohnern eine ergiebige Erwerbsquelle geöffnet“. Die Frankenswetshagen am Kleinlangheim, Albertshofen, Sickershausen und Marktstief wurden von den „Frandensmännern“ auf die Mühlste in Amorbach und Nünberg verbracht. Gediegene Zwetschgen aus unserem Maingebiet versapfte man in Flöden und diese wurden „auf dem Main nach Frankfurt, Köln und nach den Niederlanden verfahren“. Die Albertshöfer übten ihre Pfannern und Zwetschgen, die sie nicht in frischem Zustand absetzen konnten und wollten, und brachten sie als Prünellen (Prünelle = geschälte getrocknete Pfannern) in den Handel. Dieser Vorgang führte zu einer umfangreichen Heimarbeit in Albertshofen. Mit einem Stülchen, Stängel genannt, das mit Handgriff und geriffelter Spitze versehen war, stießen Männer in geschickter Weise die Zwetschgenkerne aus. Die kernlose Frucht wurde von Frauen und Mädchen geschält und anschließend von Kindern auf meierlange Stülchen aufgereiht (ringgefädelt), die zuletzt auf Röhrenchen gelegt wurden (1 Röhrenchen = 20 Reihen). Die Schälweise ähnelte der Obsthauser ein und braunte sie zu Zwetschgenknaps. Mit den Röhrenchen wurde ein großer Darrkessel, der von der Küche aus geleitet wurde, beheizt. Von Zeit zu Zeit mußten die gefüllten Zwetschgen auf den Stülchen zusammengeschieben werden, so daß sie die Form getrockneter Feigen annahmen. Nach kurzer Trocknung ließe man stielliche Reben ab und sammelte die Prünellen in Körben. Der Prünellenhandel, um den sich meist jüdische Kaufleute annahmen, versorgte Deutschland mit Trockenpfannern aus Albertshofen bis nach Holland und Preußen hinein. Heute lebt die Prünelle und ihre Herstellung nur noch in der Erläuterung der Albertshöfer. Nach dem Keinen Weltkrieg versuchte Bezirksgartenbauinspektor Pachter die Prünellenproduktion in Albertshofen nochmals zum Aufblühen zu bringen. An der Kitzinger Landwirtschaftsausstellung 1922 waren die Prünellen deshalb beteiligt. Doch die aufgewandte Mühe lohnte sich nicht mehr, denn die französischen Trockenfrüchte unterboten den Preis der deutschen und so mußten letztere endgültig vom Schauplatz abtreten. — Eine Folge des ausgebeuteten Steinobstbaues waren die „bestehlichen Brauwaldbrannweiner“ in und um Kitzingen. In Kleinlangheim waren deren etwa 100, in Albertshofen standen 1925 noch 28 Abfüllungsbrannweiner und in Marktstief waren 47 Brauwaldkessel (im Jahre 1899) in Betrieb.

Im Marktsieffter Land wurde der Weichselanbau besonders gepflegt. Geschichtsschreiber und Pfarrer verzeichneten in ihren Jahresberichten jeweils den Stand und Ertrag der Weichselfelder und -renten. Schäden durch Frost und Hagelschlag, Bekämpfungen und gute Ernten erfuhren eine besondere breite Würdigung. „Weichseln gab es so viel, daß es bei Mangelzeiten nicht so viel gab. Mancher Baum hatte mehr Früchte als Blätter... Nach dem Zollregister wurden, dem Malter zu 6 Gulden angeschlagen, für 9.000 Gulden Weichsel verfahren. Der Handel ging bis in unsere Kirchweih (Sonntag nach Maria Geburt). An vielen Bäumen blieben die Weichseln hängen, weil man sie nicht mehr achte.“ (1802) Weichseln und Saurekirschen gingen teils auf dem Wasserweg ins „Ausland“ und brachten im guten Jahren 2000 Gulden ein, teils wurden sie im „Inland“, nämlich auf dem Ansbacher Markt abgesetzt. Die Marktsieffter Schabkärner sahen ihre Weichseln dorthin, in aller Herrgottsfrühe versammelten sich die Schabkarrenleute mit ihrem Geld, das zwei oder drei Weichselkörbe geladen hatte, am Ortschaften in der Ländstraße. Die Ankunft am Abfahrtsplatz bestimmte die Marschordnung auf der Hin- und Rückfahrt und zugleich für die Marktbeschickung am Morgen des 2. Heiligtags. Frühaufsteher bildeten also stets die Spitze und behandelten sich im Vorteil, weil sie zuerst auf dem Markt eintrafen. Jede Änderung der Marschordnung wurde durch die Schabkärner bestraft und der Übertreter wurde von ihnen in den ursprünglichen Platz zurückversetzt. Bis zur Weggabel an der Pyramide (Übelsick an der Straße Ansbach-Würzburg in der Nähe von Oberkalkstein) bildeten die Frauen Vorspannreihen. Ansbach mußte an einem Tag erreicht werden. Am zweiten Tag verkauften die Schabkärner ihre Früchte auf dem Markt und anschließend machten sie sich auf dem Heimweg. In der Gastwirtschaft Dehner in Eudelschafen (seit 1623 im Besitz dieser Familie), der sog. Zunftherberge, wurde übernachtet. Nach 2½ Tagen kamen die „Jahresleute“ wieder im Heimatort an. Die Marktsieffter Schabkärner schlossen sich zu einer eigenen Zunft zusammen. Ihre Zunftordnung setzte ersten Zunftregeln. Es gehörte zum Zunftbrauch: „daß derjenige, der zum erstenmal mit dem Schabkarren Obst nach Ansbach fährt, seinem Kameraden 2 Maß Wein oder 4 Maß Bier zu zahlen hat“. Jeder Schabkärner mußte gegenüber seines Kameraden Treue und Aufrichtigkeit zeigen; er mußte sich im Gasthaus ordentlich verhalten. „Damit die Schabkärnerzunft nicht in Eiden Rat kommt“. Freilichkei und Korbentzweigen (außerhalb des Korbes durch einen anderen, damit die Früchte quatschen und rindig werden) waren verboten. Marktpreis und unangenehme Zwischenfälle auf der Marktfahrt (Streithandel, Trankerei) waren geheim zu halten. Erkrankte ein Schabkärner auf der Fahrt, so mußte er von seinen Kameraden im nächsten Dorf gebracht und dort versorgt werden. Wer gegen die Zunftregeln verstieß, zahlte 2 bis 6 Maß Wein als Buße. In außerordentlichen Fällen galt die körperliche Züchtigung. In der Zunftherberge in Eudelschafen wurde die Strafe vollzogen. Dort wurden die Bußen getrunken, dort wurde der Delinquent über den Stuhl gelegt und mit dem Traghaut bearbeitet. Natürlich durften solche Vergütungen über den Zunftkreis

hinans nicht bekannt worden. Selbst die Eisenbahn durfte davon nichts er-  
fahren. — Die Eisenbahn schützte die Schabdlöcher aus. Doch auch heute  
noch bestehen Handelsbeziehungen zwischen den Obstzüchtern im Mainetal und  
Ansbach.

Gleich dem Weinbau erlitt auch der Obstbau im Kitzinger Land erhebliche  
Einbußen. Neuzustifliche Ackerbestellung (Tiefparbe, Maschine, Flurbereinigung),  
Maulia und harte Frostjahre (1921/79, 1922/23 und 1941) richteten in  
Zwetschgen und Weichselbeständen große Schäden an und rissen tiefe Lücken.  
Bei der Weichsel kam dazu noch eine Geschmacksänderung; der Verbraucher  
bevorzugt die süße Kirsche und meidet die saure Weichsel. Außerdem trat eine  
gewisse Bodenmüdigkeit auf den Obstfeldern ein und das geliebte Obstdulc  
konnte nicht mehr mit Jungblühen bestellt werden. Trotzdem hat sich noch  
ein erheblicher Bestand gehalten. Obstmannschaften in Dettelbach, Kitzingen  
und Marktbreit ziehen westwärts Jungblüher heran und decken mit ihnen  
den Nachwuchsbedarf ihres Bezirks. Der Gartenkulturbetrieb Wirth in Kitzin-  
gen, dessen Fläche 4 ha Land, 1000 qm Gewächshausgrund und 600 qm Glas-  
anlagen in Form von Mähtonen umfasst, setzt alljährlich etwa 4 bis 5000  
Jungblüher und 10000 Essenspflanzen ab. In seiner Vielgestaltigkeit widmet er  
sich nicht allein der Nachzucht von Obstbäumen und Rosen, sondern betätigt  
sich auch in der Kultur von Himmen, Kirschen, Cassinern, Pfirschen und Zier-  
gehäusen. Die Zwetschgenzüchter im Schwarzacher Becken und um den Groß-  
langheimer Forst konnten viele Wälder, die 1820 und 1841 geschlagen  
wurden, wieder aufblühen und in guten Zwetschgenjahren fließt ihnen aus der  
Seitenernte eine beachtliche Einnahme zu. Auf den Weichselbäumen reißt  
auch heute noch die „Marktbreiter Frühe“, eine Weichselart, deren Name an  
ihren Herkunftsort erinnert, deren Stammbaum aus dem 17. Jahrhundert  
u. a. auch „Weichselglocken“ und „Weichselglocke“ nachweisen. Wenn in  
in der Baundüne Sonderzüge und Kraftfahrlücken das Volkacher Blüten-  
land an der Mainstraße mit einer Menschenflut überschwemmt, mag der  
Wanderer besser das Blütenwunder auf einer Höhenwanderung von Mark-  
breit nach Hohenfeld oder von Kleinlangheim nach Albersdöden auf sich  
einwirken lassen; er lohnt sich auch.

Der eigentliche Gartenbau im Kitzinger Land hat seine Wurzel in der Stadt  
Kitzinger selbst. Allerdings wirkten in den umliegenden Adelsorten (Hainfeld,  
Hainhausen, Fröhenstein, Wiesenthal, Michelfeld, Wüsterndorf)  
die Hof- und Schlossgärtner und jedes Landbüttchen gab einer Gärtnerlei eine  
besondere Lebensgrundlage, aber ihre Arbeit galt mehr der Blumen- und  
Landchaftsgärtnerlei als dem Gemüsebau. In jener Zeit, am Übergang vom  
18. zum 19. Jahrhundert, schenken die Kitzinger schon den Gemüsekulturen  
eine gewisse Beachtung. Ihre Gemüseerzeugnisse deckten nicht nur den Bedarf  
der eigenen Stadt, sondern wurden in der Umgebung und sogar auf dem Wür-  
zburger Markt verkauft, wo bis dahin die Gerolshainer und Seinfeldler allein  
aufgetreten waren. 1840 wurde der Ausfuhrwert des Kitzinger Gemüses auf



15000 Gulden geschätzt. Die Kitzinger Schiffer, die mit ihren Lastkähnen bis Holland fuhren, sicherten nicht allein ihren Gewässerbesuch, sondern verkaufte unterwegs von ihrem Überfluß, den sie vor allem in den Gütern an „den Pappeln am Damm“ geholt hatten. Das Gewässergeschäft scheint sich gelohnt zu haben, denn als der Eisenbahnverkehr die Schifffahrt zurückdrängte und dem schließlich, soweit die Kitzinger Schifffahrter in Frage kamen, völlig liberte, erwachte sich die Kitzinger Gewässerbesitzer sehr stark. Fabricius berichtet die Gewässerorten nach Wiesentfeld, Scheinfeld, Windheim, Baggerhain, Ullersheim, Reichenberg und Würzburg. — 1894 gründeten 30 Güterbesitzer des Ober- und Gartenerbauvereins Kitzingen-Etzwachsen. Damit begann ein neuer Abschnitt in der Entwicklung der Kitzinger Gärtnerei. Der Verein wollte die wirtschaftliche Lage der Güter verbessern, er untersuchte die ersten Düngungsversuche mit Künzlinger und er richtete sein Augenmerk auf die Sommerfrucht. Der Vereinsvorstand Sauer probierte die Anzucht von von Blumen und Pflanzen mit Winterkulturen der Blaus- und Stabenkulturen aus und leitete dadurch die Gewässerbesitzer und den eigentlichen Frühlingsanbau ein. 1900 verwendete man erstmals besonders gearbeitete Fenster aus Holz zur Mitternachtsdeckung und nach solche mit eisernen Rahmen, letztere von der Firma Huppmann hergestellt. 1902 ließ Ökonomenrat Lang das erste Gewächshaus bauen. — Dauernde Anschaffung des Gartenlandes, steigende Ansprüche der Verbraucherschaft und zunehmende Auslandskonkurrenz zwangen zu weiteren betriebswirtschaftlichen Maßnahmen. Neue Gewächshäuser schenken aus dem Boden, die Glasanlagen in Form von Frühreifenshäusern neigten sich, Gartenschalen und Bewegungsanlagen führten zu Arbeitsverbesserungen und verbesserte Anbau- und Kulturmethode setzten sich durch. — Allerdings mußten die Kitzinger Gärtnerei auch Rückschläge hinnehmen. 1929/30 trat ein Preissturz auf dem Gemüsemarkt ein. Die Betroffenen im Kitzinger Land begegneten diesem Schlag mit der Gründung einer Genossenschaft zum gemeinsamen Bezug von Gartenbauliefermitteln und zum gemeinsamen Absatz von Gartenfrüchten, der „gärtnerischen und landwirtschaftlichen Anbau- und Absatzzentrale“. Ihr Zusammenschluß führte zum Bau der Großmarkthalle am Bahnhof in Kitzingen-Etzwachsen. In den ersten Jahren ihrer Wirkksamkeit konnte sich die Gründung nicht behaupten, weil der erhoffte Güterumschlag ausblieb. Die Genossen mußten daran wiederholt Opfer bringen und standen manchmal vor der Entscheidung, ob es nicht besser wäre das Werk aufzugeben. Als 1933 der Großmarkthalle die Aufgaben einer Bezirksabgabestelle für Gartenbauernutzgründe für die Kreise Kitzingen, Scheinfeld, Neustadt, Frachtwangen und Gausshausen übertragen wurden, setzte eine positive Entwicklung ein. Städtische Garten- und Obstbauernutzgründe mußten von nun an entweder bei der Großmarkthalle in Etzwachsen, die eine Außenstelle in Tribsdorf bei Ansbach unterhielt und über 30 Sammelstellen im Kreis Kitzingen einrichtete, direkt abgeliefert oder mindestens bei dieser vorverkauft werden. Von hier aus erfolgte die Versorgung der einschlägigen Güterorten mit dem notwendigen Samen und Künzlinger und mit den erforderlichen Be-

triebserichtungen (Glas, Holz usw.) und Maschinen. Der Jahreserfolg zeigte nun ein erfreuliches Bild und die erparkesteren Jahresumsätze erreichten 1963 ihren Höhepunkt mit 3673712 DM. Trotz des großen Energiegelichtes lag der Schwerpunkt des Geschäftes stets im Kitzinger Land. Es war allein mit 90% am Gesamtumsatz beteiligt. Die Währungsreform und die damit verbundene Rückkehr zur freien Marktwirtschaft löste die Bezirksabgabestelle zwangsläufig auf. Trotzdem sank der Großmarkt Kitzingen nicht in die Bedeutungslosigkeit vor 1933 zurück, sondern es setzte sich in ihm der Gemeinschaftsgedanke dank seiner tüchtigen, umsichtigen Geschäftsführung und seiner tüchtigen, erfahrenen Vorstandschef durch. Der Jahresumsatz steht bereits wieder auf 2200000 DM. Auf dem Münchner Großmarkt besitzt die Gemeinschaft einen eigenen Verkaufstand und hat dort einen eigenen Verkäufer angestellt. Tomatenpressmaschinen, Indulierkäse-, Verpackungs- und Sortierhallen und gesamte Dauerverpackung unterstützen die vollständige Behandlung des Handbrotens. Außer der Kitzinger Großmarkthalle, die in diesem Jahr durch einen Anbau neuen Raums gewonnen hat, steht in Albersheim und Mainwiesheim noch je eine Halle der Gemeinschaft. Alle Früchte kommen sorgfältig sortiert und gewissenhaft verpackt auf den Markt. Die Arbeit der Kitzinger Großmarkthalle ist heute vorbildlich. Daran zeichnen ihr der Fachberater für Obst- und Gartenbau in Unterfranken, Landwirtschaftsrat Dr. Stögel in Würzburg, als Einzugsgebiet das Maindreieck und dessen Umland bis nach Karlstadt und Marktheidenfeld zuziehen. In Margrethenthal, Thüngenheim, Yersbachheim und Zell bestehen schon Sanausschüsse der Kitzinger Gemeinschaft. Außer Kitzingen treffen wir noch Gemüse- und Obstgroßmärkte Unterfrankens in Gschheim und Volkach. Die Leistung des Kitzinger Großmarktes erweist ihre beste Würdigung durch einen Vergleich mit diesen. Es zeigen sich folgende Umsatzzahlen:

	1953	1954
Gschheim	1200000 DM	1300000 DM
Kitzingen	1400000 DM	2200000 DM
Volkach	1200000 DM	1300000 DM

Große Einbußen erlitten die Kitzinger Gartenbaubetriebe durch das ständige Anwachsen der Stadt, durch militärische Anlagen, durch Kriegsschäden und Kriegsfolgen. Es mußten wiederholt Gartenland für Bauplätze abgetreten werden. So steht z. B. die „Stellung“ auf Etwashausen Spargelboden. Der Kitzinger Flaggplatz und dessen Erweiterung griff in das Gartenbaugelände herein. Der Bombenangriff im Februar 1945 zog verschiedene Gärtenreize im Stadtgebiet in Mitleidenschaft. Desgleichen wurden bei Besatzungszeiten Gartenflächen in das Raugelände einbezogen. Trotz dieser Krisen und Verluste steht der Gartenbau im Stadtgebiet Kitzingen-Etwashausen auf beachtlicher Höhe. Es werden alle Zweige der Gärtnerei berücksichtigt. Blumen, Gemüse, Ziergehölze, Stauden, Beeren und Obstbäume erfahren die gleiche liebevolle Pflege. Neben dem reinen

Gartenbaubereich steht der genossenschaftliche, der sich in Gartenbau und Landwirtschaft aufspaltet. 1953 schied sich folgendes Bild heraus:

Bräse Gartenbaubetriebe:	3 mit 10,40 ha
Meistbetriebe in Etwashausen:	12 mit 47,00 ha
Gewählte Betriebe:	103 mit 164,00 ha
Hausenbinderien:	3
Gläsereien	58210 qm

Die hohe Stellung des Kitzinger Gartenbaus wird uns recht deutlich durch die Samenreife und den Samen Großhandel Fetzer in Kitzingen vor Augen geführt. 1850 gründete Andreas Fetzer, ein aus dem Saamenbinderort Glöttlingen in der Schwabenstraße stammender Kaufmann, eine Niederlage seines Geschäftes in der „Krone“ in Etwashausen. Sein Enkel Eugen Fetzer führt seit 1912 den Betrieb. Fetzer versorgt die Gärtnereien Deutschlands mit bestem Saatgut von bestgeeigneten, insbesondere von erprobten Sorten. In der Samenreife werden freie und geschützte Sorten bearbeitet. An geschützten Sorten besitzt Fetzer die Eigenzüchtungen „Maladrück“, eine Bettliche, und „Güggel“, eine Radischensorte. Außer diesen beiden stehen darunter 85 bis 90 Gemüsearten in Zucht und Vermehrung. Vor 2 Jahren wurde durch den Ankauf des Hochhofes der Zuchtgarten um 15 ha vergrößert. Dadurch konnte als neuer Zuchtzweig die Hausensaat in Angriff genommen werden. Aus dem landwirtschaftlichen Sektor gehören Bockelröhren, Gras, Bockler- und Luercrasanen zum Zuchtprogramm. Im eignen Zuchtgarten werden alle Arten und Sorten bis zum Elternsaat durchgezüchtet. Letzteres geht dann an die Vermehrungstellen, die sich auf das ganze Mainviertel verteilen (z. B. Mass bei Würzburg, Frickensdorf, Martinsheim und Schernau), und diese geben ihre Krone als Hauptauslieferungsorte. Im „Frankenwerk“, das Fetzer 1933 erwarb, wird das Saatgut gewaschen, einstopfend, getrocknet, sortiert, eingelagert, abgefüllt und verpackt. Durch die betriebseigenen Verkaufsstellen und den Großversand gehen die Samen und Sämlingen des Unternehmens in das ganze Bundesgebiet. Im letzten Jahr verließen z. B. 10 dt Salat samen der Sorte „Kling“, 50 dt Zwickel samen der Sorten „Stuttgarter“ und „Zittauer“, 10 dt Bettlichen samen der Sorte „Alma“ und über 30 Tausend Luercrasanen das „Frankenwerk“. Der Samen Großhandel Fetzer in Kitzingen muß in den zehn Spitzenbetrieben dieser Art in Deutschland gerechnet werden.

Das Vorbild der Kitzinger Glöttener strahlte nach Abtshausen aus. Die Kleinlandwirte (103 Betriebe von 0,5 bis 2,0 ha, 107 Betriebe von 2 bis 5 ha, 25 Betriebe von 5 bis 7,5 ha und 3 Betriebe von 7,5 bis 10 ha landwirtschaftliche Nutzfläche) mußten stets auf vielfache Weise ihrem Ackerboden die zum Lebensunterhalt nötigen Früchte abringen. Als das Feldland stückig wurde und zuletzt ganz dem Ackerbau verfiel, wurde der Steinobstbau noch mehr als bisher berücksichtigt und der Fröhlentischen aufgenommen. Im Frühjahr erzwangen die Abtshäuser auf den am Orensee liegenden Obstdaunhöfen die Gemüse, fahren es mit Schakkarren oder Fohrwerk zum Bahnhof Kitzingen

und verkaufen es auf dem Würzburger Markt. Im Sommer verankrauteten die Gemüsbete, weil sie hoch lagen; der Besitzer legte jetzt das Hauptgewicht auf die Obstkultur, um im Herbst eine befriedigende Obsternte einnehmen zu können. Nach dem Ersten Weltkrieg trat ein allmählicher Wandel ein. Der strenge Winter 1923/24 schädigte das Obstland ein, die Preisanstiege für Frühgemüse ermöglichten die Errichtung von Glaslagen und die Krise im Gartenbau und in der Landwirtschaft zwangen zu intensiver Ausnutzung der vorhandenen Gemüsfelder. Die Gemüskulturen dehnten sich nun auf die gesamte Vegetationszeit aus. Das bedingte die künstliche Bewässerung aller Gemüsanbauflächen. Zu diesem Zweck gründeten die Albertshöher Güter-Landwirte eine Bewässerungsgenossenschaft. Das Wasser wurde unmittelbar dem Main entnommen, zwei Pumpen drückten es durch Hebelröhren auf die Gemüsbete. 1947/48 übernahm diese Genossenschaft auch die Haus- und Trinkwasserversorgung in Albertshöhen. In entsprechendem Abstand vom Main und mit genügendem Zwischenraum wurden 4 Brunnen erbaut. Die Hebelröhren wurden durch Stahlrohre ersetzt und zwei neue Pumpen (jede 70 PS) wurden eingebaut. Die Bewässerung der Frühgemüsefelder erfolgt nach einem genauen Plan. Zwei Wasserwerke bedienen das Werk. Ein Kubikmeter Wasser kostet in Haus und Hof 30, im Gartenbau 14 Pfennig. Jeder Gemüseacker 10 Geschäftsanzeile je 10 DM zuzurechnen, für die Hauswasserleitung 600 DM und für diejenige im Gemüseland 1200 DM Kirschungskosten zahlen. Lediglich ein reiner Gartenanbaubetrieb mit allen Betriebsrichtungen (Hausen, Gemüse, Landschaftsgärtnerei, Krautblauden) sitzt hier. 58 Landwirte, Güterler genannt, treiben nebenberuflich Gemüsebau. Gemüsebauern und Kunstgärtner liefert die Großmarkthalle, die natürliche Düngung kommt aus der eigenen Viehhaltung, Kühe und Zugmaschinen dienen als Zugkraft, die Pflanzenanzucht erfolgt in kleinen Anzuchtbeeten, für die Gemüsezüchtung sind 15000 qm Mistbete vorhanden und die Gemüseernten nimmt die Großmarkthalle auf. Die Haupternten bestehen in Spinnat (Frühjahr und Herbst), Kopfsalat, Frühkohltrüffel, Bohnen, Gurken und Tomaten. — Ein Abteiler Albertshöhen ist der Mainausdehner Gemüsbau. Unter gleichen Anbaubedingungen besitzt er die selbe Struktur wie jener. Von 13 Landwirten sind gegenseitig 11 ha Land für die Frühgemüsekultur bereitgestellt. — Auf der Albertshöher Flur stellt man zwischen Dorn und Klosterkost oftmals auf Pfefferminzfelder. Zwei Albertshöher lernten in englischer Kriegsgefangenschaft den Pfefferminzanbau und nahmen Feiner mit nach Hause. Ihre Anbauversuche schlugen ein und fanden Anklang. Um 1925 setzte der Großanbau ein. Die natürlichen Voraussetzungen sind in Albertshöhen günstig, nur an Niederschlägen mangelt es. Deshalb planen die Pfefferminzanbauer die Bewässerung ihrer Pfefferminzfelder. In trockenen Jahren liefert die Pfefferminze nur einen ergiebigen Schnitt, ein feuchter Herbst ist im folgenden Jahr nach einem zudeckendstehenden zweiten Schnitt aus und ein niederschlagsreicher Sommer schenkt drei Pfefferminzernten. Die Pfefferminzflächen verlangen Vollflügelung, gute Bodenbearbeitung und heftige Unkrautbekämpfung. Die

nötigen Fuchser können aus den alten Beständen genommen werden (1 Morgen — Fuchser für 3 Morgen Neuanlage). Das Pfefferminzkraut wird in Körbe abgestreift und in Säcke gefüllt, oder es wird auf dem Feld abgetrennt und die Streifarbeit zu Hause nachgeholt. Die Handstreichung erfordert viel Zeit und es müssen Streifenmächer ausfindig eingestellt werden. In Albertshafen arbeiten zwei Verwertungsbetriebe. Die Firma Johann Schmidt, Vegetabilien, Albertshafen trocknet die von den Bauern angeführte Ware auf natürlichem Wege in zwei Trockenhallen mit 4000 qm Trockenfläche. Das Pfefferminzkraut wird auf Drehbühnen getrocknet — diese lagern übereinander in Holzstellen — und mehrere Tage getrocknet; die Bündel werden danach herausgehakt und die nun am Boden liegende Trockenware füllt man in Säcke. Apfelschwarz muß nochmals mit einer Nebelapritze angefeuchtet werden, eine Schneidmaschine stellt durch Quaderschnitt versandfertige Packungen her und nach abgeschlossener Zwischentrocknung ist der Verarbeitungsvorgang abgeschlossen. Auf künstlichem Wege trocknet die „Abtatzgenossenschaft für Heilpflanzen“ in Schwelgernsee die Pfefferminzente über 90 Gewann in Albertshafen, Mainsandheim, Mainsieckheim und Sickershausen. Seit einem Jahr steht hierfür eine Trockenhalle mit 600 qm Grundfläche in Albertshafen zur Verfügung. Sie ist mit einem Bandtrockner ausgestattet, der eine durchschnittliche Tagesleistung von 12 Ztr. Trockenware erzielt. Die Halle soll nebstaus um einen Zusatzen von 600 qm Grundfläche ergänzt und es soll ein zweiter Bandtrockner aufgestellt werden. Die künstliche Trocknung ermöglicht die rasche Aufbereitung der Ernten auch in feuchten Jahren, so daß nicht verfaulen. Der Schnitt, der bei natürlicher Trocknung immer taufisch erfolgen und daraus schon am 2 oder 3 Uhr morgens begonnen werden muß, kann bei Bandtrocknung auch im späteren Tageszeit vorgenommen werden. Die Handstreichung fällt im letzteren Fall ebenfalls weg.

Die Vorteile des genossenschaftlichen Zusammenblusses liegen für den Pfefferminzbauern in der geringen Abhängigkeit von eintretenden Preischwankungen, in der eigenen Bearbeitung der Ernten und in einem bei der Aufbereitung gesicherten Grundpreis. 1933 wurden in Albertshafen 2285 ha Ackerland mit Pfefferminze bestellt.

Im Gärtnerdorf Albertshafen lebt die Erinnerung an den Plantanz noch weiter. Am Kirchweihdienstag schänden sich die Dorfbauschen mit einem Rosenkranzweg und stehen unter Musikbegleitung vor das Haus der Liebsten. Während der musikalige Barocke sich an einem Glas Wein labt, musert das Mädchen im Spiegel nebstaus das Festtagsgewand. Wenn die gesamte Jugend auf solche Weise gesammelt ist, geht es in feierlichem Zug zur Festweide. Dort wird ein Faß Wein ausgeschenkt. Wer mittrinkt und bezahlt erhält das Recht zum Plantanz. Neben dem Tanzplatz wird zu gleicher Zeit ein Gockel „Armsausgeschlagen“. Die Beteiligten versuchen mit verbundenen Augen einen Topf zu zertrümmern. Der Sieger in dieser Wettzeit gewinnt den Gockel. — Erst kurz vor der Jahrhundertwende wurde der sonst am Kirchweihdienstag

altüberkommene Platanen vergehen. Das zuständige Forstamt leitete den Platanbau in Gestalt einer Fichte. Sie wurde geköpft und von allen Ästen befreit. Eine mit Bandweiden befrachtete Jungkiefer setzten die Bauern als Ersatzgipfel auf. Die Dorfweibchen verzierten ihn vorher mit roten, grünen und blauen Bändern (Liebe, Hoffnung, Treue) und die Bauern schlieten den Stamm ab und verzieren ihn mit einem Farbenstrich in den Landesfarben. Unter der Krone würgte sich ein mit Girlanden und bunten Bändern geschmückter Kranz. Alles half beim „Baumsetzen“. Auf die waagrechte Aufhängung des Kranzes legte man besonderes Wert. Neigte er sich zur Seite, so deutete er damit die bevorstehende Taufe eines weiblichen Kindes an. Es soll Alberschüler Bauern gegeben haben, die ihn zur Nachzeit wieder in die gewünschte Lage brachten. Die Urkosten für Platanen und Platanen „erzobolerte“ die Dorfjugend. Wer wüchste — und die Beteiligung am Würfelspiel war Ehrensache —, mußte für jeden Wurf 10 Pf. einsetzen. Am Kirchweihfesttag legten die Dorfweibchen ihren besten Anzug an und besaßen unter Musikbegleitung, Jauchzern und Fenschenprüngen die Wohnung ihrer Mädchen. Sie wurden dort mit einem Rosenzweig und Bänderstrauß gehort. Je schöner der Strauß, desto tiefer die Liebe. Jedes Mädchen wußte den schwächsten Bauern haben. Die Mädchen selbst hatten ihre feierliche Tracht angelegt: Schwarze Zeughaube, rote Strümpfe, weiße Faltenröcke, gestickte Seiden-schürzen und Halstücher und den Rosenzweig am Brustfaden — so stellten sie sich zum Plan führen. Dem Festzug schloßten 4 jungverheiratete Männer in Frack und Zylinder. Zwei von ihnen trugen einen Spieß, in dessen Spitze zum Zeichen des Friedens ein rotbackiger Apfel steckte. Sie hielten deshalb die Gewehre. Einer von ihnen hatte außerdem einen weissenigen Zinsberg mit kunstvollgemaltem Deckel. Er wurde im Laufe des Festes verlost. Der andere trug ein kunstgesticktes Seidenruch, das ebenfalls zur Verlosung kam. Die beiden anderen Männer führten Zinsbörge mit buntem Frankenschein mit, sie wurden als Kassenrührer bezeichnet. Während des Umzugs hielt man vor dem Haus jeder Platanenstube an und besuchte ihr ein Ständchen. Die Eltern nahmen vom Wein der Kassenrührer einen Schluck nehmen und die Mutter der Platanenstube dankte mit einem Kirchweihkuchen aus der Speisekammer, den sie Musik und Bauern ansteuerte. Der Umzug endete auf dem Tanzplatz unter dem Platanen. Der älteste Platanenstube brachte ein Hoch auf Kaiser und König, danach auf Bürgermeister, Pfarrer und Lehrer aus, und gab das Zeichen zum Platanen. Bei eintrübender Dunkelheit löste sich der Plan und der Tanz fand im Dorfweibchen seine Fortsetzung. — Die Erbschüler Gärten begaben ebenfalls ihr Fest. Es ist die Erbschüler Kirchweih. Ein Stück Gärten-tradition steckt in dem bei solcher Gelegenheit üblichen Festzug der Gärten und ihrem Festhall.

Ein Kind der Alberschüler Gartenbau sind die Segaltzer Gärtenweib. Um 1825 kaufte sich der Alberschüler Kleinlandwirt Johann Georg König in Segaltze ein. Auf Veranlassung seiner Ehefrau ersuch er den am Westausgang des Ortes liegenden Trosser und begann dort den Frühgärtnerbau nach heimst-

hohen Meier, 1883 wurde das Gärtnerpaar Paul und Barbara Hofmann am Albertshofen in Segnitz ansässig, 1889 stellte der Schmiedemeister Bernhard Krackhardt seine Schmiede ein und begann mit dem Gartenbau, weil seine junge Ehefrau, die Gärtnerstochter Ursula Barbara Hofmann aus Albertshofen, es wünschte. Und 1900 legte der Segnitzer Schmiedemeister Michael Hofmann Scheit und Nadel weg und ging zum Gartenbau über, weil er als gebürtiger Albertshöfer darin eine bessere Zukunft vermutete. Der Lehrentwickler der Segnitzer Gärtner wurde der aus Neuenkirchen kommende Gärtnermeister Seidel. Er wählte 1906 Segnitz zum Sitz seiner jungen Gärtnerei. Schon im ersten Jahr begann er die Gemüseerziehung unter Einsatz von 120 Mitarbeiter und vermehrte ihre Zahl in jedem Jahr um einige Dutzend. Die übrigen Gärtner, die ihn anfangs als dieser Neuerrung verspotteten, lernten bald von ihm und folgten seinem Beispiel. Seidel starb, der jetzige Gärtnermeister Hans Seidel, baute 1923 das erste Gewächshaus. Er leitete dadurch eine neue Entwicklung ein. Die Segnitzer Gärtner strebten ununterbrochen vorwärts. Und heute zeigt Segnitz folgendes gartenbauliches Bild:

Zahl der Gartenbaubetriebe:	15	Zahl der Lehrbetriebe:	6
Betriebsfläche:			37,79 ha
Betriebsrichtung:	Gemüseerziehung (Radieschen, Rettiche, Kohlrabi, Blumenkohl, Gurken, Tomaten und Sellerie)		
Gewächshausfläche:			4663 qm
Heizbare Kisten:			1100 qm
Misthaufenfläche:			20250 qm
Arbeitskräfte:	7 Meister, 8 Betriebsleiter, 23 Gehilfen, 11 Lehrlinge, 19 Facharbeiter und 63 weibliche Hilfskräfte.		

Der Segnitzer Gartenbau zeichnet sich durch seine geschlossenen Betriebsflächen, seine vorzüglichen und hochwertigen Leistungen in der Kultur von Feingemüse (Früh- und Treibgemüse), seine fortschrittlichen und neuzeitlichen Betriebsanrichtungen und seine vorbildliche Betriebsführung aus. Segnitz steht im bayrischen Gemüsebau unbestritten an der Spitze.

In den Gärtnerorten Albertshofen-Malmsendheim, Eitschhausen-Kitzingen und Segnitz bündelt sich der Gartenbau des Kitzinger Landes. In aufgedeckter Form treffen wir auf ihn im ganzen Mainthal von Münschterschwarzach bis Marktheiden. — Ursprünglich liegt am Waldrand der Gartenbaubetrieb Hartmann. Sein Besitzer, der erst 1923 die Arbeit hier aufnahm, gestaltete eine völlig verteilte Tomatenerziehung zu einem herrlichen Blumengarten um. In Treibhäusern (800 qm), heizbaren Doppelkisten (3 Stück), Mistbeeten (2400 qm) und auf Freiland (3 ha) wachsen alle Blumenarten, vor allem Alpenveilchen, Cyclamen, Erken und Gladiolen, unter fachmännischer Betreuung heran. Hartmann arbeitet mit 7 Gehilfen, 5 Lehrlingen und 14 Hilfskräften. Seine Blumen sind in ganz Süddeutschland bekannt und begehrte. Viele fremdländische Gärtner kaufen bei ihm ein. Der Blumenverkauf aus Dillstedt

nicht bis Rosenheim, München, Aalen, Frankfurt und Coburg. — Nicht minder bekannt und beachtet ist die Klosterglanzweide in Münster Schwarzach. Sie ist ein Nebenbetrieb des großen landwirtschaftlichen Klostergutes. Der Gartenbau sichert die Eigenversorgung des Klosters und seiner Nebenlösser (Wärmling und St. Ludwigs) die Überschüsse werden von Händlern aus Bamberg, Coburg und der Rhön abgeholt. Die vielfältigen Ansprüche (Landwirtschaftsgüter, Hauswirtschaft, Arbeit von Fein- und Grobgeräten) verlangen einen ebenso vielfältigen Anbau. Es müssen deshalb alle Gemüsearten, dazu noch Bäume, Stauden, Rosen, Stacheln, Ziergehölze, Beeren, Obstbäume, ja sogar Palmen berücksichtigt werden. Die Glanzweide, die sich in 15 ha Freiland (einschließlich Feldgerätschaften), 1200 qm Mistbeetfläche, 2 Erdhäuser (zur Überwinterung) und 4 Gewächshäuser (1 Pflanzhaus, 1 Blumenzimmer, 2 Treibhäuser für Pflanzenanzucht und Treiberei) aufgliedert, steht unter der vorzüglichen Leitung des Glanzweidenmeisters Bruder Waldebert. — Die Gartenbaubetriebe in Stadtschwarzach (2), Dettelbach (2), Mainersheim (2), Marktstall (2) und Marktberg (2) haben verschiedene Betriebsrichtungen. Einige sind auf Bäumen, Gemüsebau und Hauswirtschaft eingestellt, andere verlegen sich nur auf den Treib- und Feldgemüsebau und die Anzucht von Beerensträuchern und Jungbäumen. Alle Erzeugnisse werden im Ort und in der Umgebung abgesetzt, von Händlern abgeholt oder zur Großmarkthalle gebracht. — Im Sommer schließt auf den Feldern des linken Mainuferlandes und der Sandfelder das Spargelkraut üppig in die Höhe. Die Beschreibungen der Landgerichtsbezirke Dettelbach (1840) und Markstall (1822) sprechen deshalb von einem „vorzüglichen Spargelbau“. Die Spargelkultur und deren Nutzen sind also schon mindestens 100 Jahre im Kitzinger Kreis bekannt. Freilich nicht überall. Gerolzhausen und Hörtelach, zwei ausgesprochene Sandgemeinden, die jetzt eifrig Spargel mit sehr gutem Erfolg anbauen, konnten erst in den vier Jahren dafür gewonnen werden. Gartenbauinspektor Fichtner lehrte es ihnen und Okonomierat Klotz von Münster Schwarzach gab dazu die praktische Anleitung. Ein abgebanter Erdbeeracker wurde von ihm in Gemeinschaft mit Fichtner in einen Spargelacker umgewandelt. Den Hörtelachern wurden die Vorteile des Spargels besonders eindringlich durch ein von Fichtner angeregtes und durchgeführtes Spargelfest in der Gastwirtschaft Huber aufgezeigt. Jeder Spargelbauer spendete dazu einige Pfund Spargel und den nötigen Schinken. Alles war von dem bisher unbekanntem Genuß befehdigt und der Bauer Gerlach unterbrach sogar seine Mahlzeit, um seine Obekühle mit einem Teller Spargelbrot zu Hause zu überraschen. Nachdem man im nächsten Jahr zum Johannispargelfest in Hörtelach nach die Bluminnen zuzug, hat sich diese läbliche Brauch jahrelang gehalten. Überall verdoppelten sich in den letzten Jahren die Spargelanlagen. Auf den Sandfeldern liefert eben der Spargel bei ordentlicher Pflege und Düngung die höchsten Hektarerträge. Einwandfreie Gesamtsertragszahlen aus dem Kitzinger Land sind zwar nicht bekannt, aber es ist immerhin ein Beweis für die guten und umfangreichen Spargelkulturen dieses Gebietes, wenn im Kriegsjahr 1941, als der



Anbau von Feingewächsen zugunsten der Massenfrüchte zurückgedrängt war, rund 1000 dt Spargel an der Großmarkthalle Kitzingen verarbeitet wurden.

Im Zeichen der Selbstversorgung des deutschen Volkes (1935 bis 1945) drang der Gemüsezucht in alle Dörfer und auf alle Felder von Kitzingen vor. Die Michelfelder Bauern, welche in ihren ehemaligen Weidern einen natürlichen humosen Sandboden (Schlammabsetz aus den aufgelassenen Fließweidern) besitzen, wurden damals für die Brunnenwickelvermehrung gewonnen (Glocken, Hyazinthen, Tulpen). Gegen Willkürchen waren ganze Feldstreifen damit besetzt. Der Reifezustand stellte die Mutterwickeln, der Samenproduktions Feiner in Kitzingen nahm das Vermehrungsgut ab. Dagegen wurden in Michelfeld und anderen Orten (Ewachsenen, Kleinlangheim, Albertsholen usw.) die Schwarzwurzelkulturen heimisch. Infolge geringer Verlesung und schöner Schwarzfrüchtigung waren die Michelfelder Erzeugnisse höherer begehrt. Erwaehnter Güterer kauften in Michelfeld Schwarzwurzel ein und befruchteten mit ihnen Kundschaftsaufträge. Beide Kulturen fielen dem Krieg zum Opfer und lebten im Feldgemüsezucht nicht wieder auf. — Der Feldgemüsezucht selbst verhielt sich während der Kriegs- und Nachkriegsjahre wehrlos. Das Kitzinger Feldgemüzebau kam in Unterfranken zu dem besten Ergebnisse. Deshalb bestellte die Landbauernschaft zum Beauftragten für den Leistungswechsel im Gemüsebau Hr. Frank von Gertenshofen, Direktor der Kitzinger, über die Stellung des Kitzinger Feldgemüzebauers gehen am besten die nachfolgenden Übersichten Aufschluß.

c) Gemüsebau in der Kreisbauernschaft Würzburg 1941.

Landkreis Kitzingen	150 ha
Landkreis Ochsenfurt	60 ha
Landkreis Würzburg	30 ha

b) Gemüsebau in Unterfranken 1943 und 1944.

Landkreis Aschaffenburg	235 bzw. 230 ha
Landkreis Gerolshausen	647 bzw. 643 ha
Landkreis Haßfurt	331 bzw. 327 ha
Landkreis Hofheim	115 bzw. 114 ha
Landkreis Kitzingen	1044 bzw. 1035 ha
Landkreis Ochsenfurt	206 bzw. 207 ha
Landkreis Schweinfurt	965 bzw. 977 ha
Landkreis Würzburg	400 bzw. 475 ha

Freie Marktwirtschaft, Auslandskonkurrenz und Arbeitslage stellen den Feldgemüzebau nach 1945 nahezu völlig einstellend. Nur einige Großbetriebe betätigen sich noch an Sonderkulturen (Saisongemüse und Pflückerbohnen).

Man spricht nicht ohne Grund von der Gartenstadt Kitzingen und deren Grünland. Die Leistungen des Gärtnereibesandes rechtfertigen diese Bezeichnung. Der Wert der Gärtnereierzeugnisse im Kitzinger Land kommt demjenigen des Weinbaus in ganz Franken an Geldwert gleich. Die hohe Güte

der Kitzinger Gartenbauvereinigungen ist im ganzen Bundesgebiet bekannt. Obermeister Seidel aus Seggitz wurde schon 1942 Reichstieger im Gemüsebau. Er gehörte auf der Internationalen Gartenbauausstellung 1953 in Hamburg dem Preisgericht an, das aus 3 deutschen und 7 ausländischen Mitgliedern bestand. Die Gemüsevereinigungen des Kitzinger Landes wurden dort mit einem Staatspreis und einer Silber- und Bronzemedaille ausgezeichnet (Tomaten, Blumenkohl, Zucchini). Junggärtner aus Seggitz konnten 1952 und 1953 Landesieger im Berufswettbewerb ihrer Altersklasse werden. Alljährlich besuchen viele Gärtner und Gartenfreunde die Gartenbauverbände in und um Kitzingen, um dort zu lernen und sich an der Schönheit der Natur zu erfreuen. Die Münchner vom beim Miranbuckauschank Biertrinke aus Seggitz. Der Neid der Münchner Gärtner ist daran zu begriffen und es ist zu verstehen, wenn gelegentlich einer Bodenerleberi des bayrischen Gartenbauverbandes ein Münchner Gärtner zu seinem Kitzinger Berufsgenossen sagte: „Was, aus Kitzingen bist du? Da muß ich dich doch gleich in den Becken werfen!“

## Von fränkischer Kultur

### Zum Andenken an Peter Leber

Am 26. September 1954 waren es 30 Jahre, daß in seinem Geburtsort Seßlach, LK Staffelstein, der Heimatdichter Peter Leber im Alter von 56 Jahren die Augen schloß. Als Sohn eines Landwirts mußte er in seinen jungen Jahren von Morgen bis Abend im Feld und Wald tätig sein. Aber abends er von der Arbeit weg nach Hause, um die Gedanken niederzuschreiben, die ihm gekommen waren; dann kehrte er schnell wieder aufs Feld zurück.

Was Leber erfahren, gefühlt und gelitten, das kam in seinen Gedichten zum Ausdruck. Wie alle Poeten, auch die größten, war Leber außerdem Gelegenheitsdichter, und dadurch hat er vielen Menschen Freude bereitet. Auf seinem Krankenlager sprach er den Wunsch aus, daß nach seinem Tode ein Teil seiner Gedichte veröffentlicht werden möchte. Dieser Wunsch wurde erfüllt. Unter dem Titel „Heimatklänge und Heimatklänge“ erschien 1953 ein schmales Büchlein, herausgegeben von dem Unterzeichnerten, der ihm in treuer Freundschaft verbunden war. Lebers Grab befindet sich im Friedhof zu Seßlach unter dem Schatten zweier Birken. Auf der Rückseite des Grabsteins stehen herrliche Verse zu seinem Andenken. Peter Leber, im bürgerlichen Leben als langjähriger Stadtrat und Vorstand des Liederkranzes Seßlach mit der Kultur seiner Heimatstadt eng verbunden, lebte und starb in einem schönen fränkischen Fachwerkhaus, das in dieser Nummer unserer Zeitschrift wiedergegeben ist.

Hans Feiler, Bamberg

Der fränkische Dichter Hr. Eduard Herold begeht in dem nächsten Tagen seinen 70. Geburtstag; er ist am 22. März 1855 zu Hof an der Saale geboren. Heute lebt er in der Jean-Paul-Stadt Wunsiedel. Als fränkischer Lyriker hat er sich einen Namen gemacht, abgeklärte Sprachweise ist vor all dem Wirklichen „Überfließ von der Lebenswelt“; auch wirkungsvolle Schauspiele wie „Ein Dichtertag, Heimspiel in drei Aufzügen und einem Vorspiel“ hat er geschrieben. In diesem Werk beschwört Herold die Erinnerung an seinen großen Landsmann Jean Paul. Schon 1912 wurde er zum Ehrenmitglied der Deutschen Jean-Paul-Gesellschaft ernannt. Wir wünschen dem geistvollen Menschen und gewitvollen Dichter noch viele Schaffensjahre.

Am 12. April wird Hr. Konzeptionsrat Dr. Ferdinand Gademann sein 75. Lebensjahr vollenden. Wir haben im Fränkischen Familien-, Frankenland 4/1924, den ausgezeichneten Franken gewürdigt. Hier sei noch einmal darauf hingewiesen, daß er, Gründungsmitglied des Historischen Vereins Schweinfurt, sehr reich dessen Vereinigung mit der Gruppe Schweinfurt des Frankenbundes anregte und in die Wege leitete; 1932 erhielt er das Goldene Bundesabzeichen. Auch diesem hervorragenden Mann, Wahrer einer zahlreichen Familienföhrerleitung, wünscht der Frankenbund noch viele Jahre des Schaffens und des Anregens.

## Büchertisch

Margarete Adamold, Herrlichen Klöster, Stadt und Stadt im Mittelalter, Schriften des Instituts für Fränkische Landesforschung an der Universität Erlangen, Historische Reihe Band 5, Nr. 1, 200 Seiten, Verlag Michael Lohmann Kutzner, 1934 RM 6,20.

Wir freuen uns, nach der Stelle Herr Klöster und Stadt Feuchtwangen (Frankenland N.F. 5 S. 106) eine weitere Untersuchung und Darstellung zur Geschichte eines fränkischen geistlichen Gemeinwesens, über das Herr Margarete Adamold hier ausföhrlich zu schreiben. Das an sich recht spärliche schriftliche Quellenmaterial zur Geschichte Herr Klöster vom 8. Jahrhundert an ist nur Erweiterung der Stadt durch Ludwig den Bayern 1210 hat die Vorarbeiten ausföhrlich und allseitig ausgearbeitet und erweitert. Die drei ersten Abschnitte behandeln in modernster Methode, unterstützt durch legendenhafte Blicke auf altbestimmte, Bergwerk, romanische Traditionen, die Klostergeschichte des Klosters. Sie sind die besten ausföhrlich, der sich mit der Entstehung legenden der legendären Klöster Franken bezieht. Von dem geschichtlichen Zusammenhang möchte ich an der zusammenfassenden Stelle mit S. 217f. einige abschließende Meinungen anbringen; vor allem bei der Vorarbeit des Gegenstands zwischen Klöster und Herr im 8. Jahrhundert, und die damit zusammenhängende Rolle Fuldas als fränkisches Reichskloster nicht in Rechnung gestellt, allerdings nach dem heutigen Stand der Sachkunde auch nicht in Rechnung stellen können. Ich hoffe diese Gedanken, angedeutet „Frankenland“ N.F. 5 S. 106, an anderer Stelle ausföhrlich darlegen und die Spannung zwischen der Klostergründung des Abtes Gerold und dem aus Fulda stammenden Klöster Theodor klarlegen zu können. Also diese weitere Vertiefung der frühen Klostergeschichte wird ja erst durch die Abfassung der Vorarbeiten ermöglicht. In dem folgenden Abschnitt „Geschichte des Benediktinerklosters“ und „Umwandlung des Klosters in ein Kollegiaten“ wird der enge Zusammenhang zwischen der Klosterpolitik und der Klostergeschichte deutlich. Aus dem Kapitel „Die Wirkung der Umwandlung des Klosters in ein weltl. und die Geschichte desselben bis zum Tod Bischof Gundekar II. 1027“ habe ich den sehr beachtenswerten Versuch heraus, den Klosterprozess und die Bedeutung des Klosters im 12. und 13. Jhd. mit dem „Anfang des 12. Jahrhunderts“, dem nachfolgenden Verlust der fränkischen Klosterpolitik gleichzusetzen. Nicht zu gedenken, erweitert mit der Abfassung der Geschichte von 1027 und Stadt bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Die Frühgeschichte einer geschichtlichen Stadt vom Mittelalter an sehen, d. h. von den Vorarbeiten der Reichshistorikern Hans Fichten zu sehen

Sicherheit in Gang gesetzte Vorgeschichtsforschung übergriffen und den Wunsch nach Unabhängigkeit von Frankreich und Spanien in wenigstens einem Höhlenkünstler auf deutschem Boden als Vater des Irrtums gebildet haben.

Gegen die paläolithische Datierung begannen zwar etwa 10 Jahre nach der Entdeckung zunehmender Zweifel auf Grund stratigraphischer und geologischer Erwägungen laut zu werden. Aus solchen Gründen allein, ohne vorherige Untersuchung des ganzen Komplexes, zur Hypothese einer Fälschung zu kommen, wäre indes ein nicht minder großer methodischer Fehler wie jener, der zufolge Vernachlässigung der Schrift zu einer falschen Datierung geführt hat.

Nach dem wohl einschlägigen Teile des paläolithischen Steinzeitalers steht nun die Forschung wieder am Anfang. Die Einmaligkeit der Ritzung als Handerdenkmal in Europa verlangt gebieterisch Einsatz aller wissenschaftlichen Hilfsmittel, die sich von uralten Grabungen erheblich unterscheiden und der Spurenanalyse breiten Raum werden einfließen müssen. Im Gegensatz zu allen übrigen Handerdenkmälern bietet sich ja hier die erregende Möglichkeit, nicht nur das Produkt des Handerdenkmals selbst, sondern den ganzen Rahmen seines Wirkplatzes mit zu untersuchen. Erweist sich das Denkmal als echt, wozu Verfasser im Verein mit zahlreichen Kennern nicht zweifelt, so wird es unter besonderem Schutz zu stellen sein. Das nicht hoch genug einzuschätzende Verdienst der Höhlenkünstlerin Friedl Grober, Oberens, war es, 18 Jahre lang in unerschütterlicher Strenge Beweidigungen ferngehalten zu haben. Aber dieser Pflichtbewußtheit allein kann ebensowenig die Lücken des seit 1907 angebrochenen Statistens gegen schändliche Eingriffe von außen schließen wie die Lücken unserer Gesetze und Verordnungen zum Schutze dieser unsterblichbleibender Kulturdenkmale.

## Frankens Werden und Wesen (VII)

Ein geschichtlicher Überblick

Von Professor Dr. Helmut Weigel-Erlangen

Das hohenstaufische Jahrhundert 1140 — 1254

Zweite Hoch-Zeit: Königtum und Fürstentum; Land der Burgen und Städte

Seit dem ersten Salieren Konrad II. und Heinrich III., den Schöpfern der Reichskönigreiche Weiburg und Nürnberg, und unter Heinrich IV., dem in der Krise des Reiches Ostfranken mit einer einzigen Ausnahme treu und tapfer zur Seite stand, war Franken erneut im Aufstiege zum Königsland begriffen. Das Sachsen Lothare Königtum stand unerschütterlich, als seit 1150 Franken ganz und voll seinem Herrschaftsbereich eingegliedert war. Mit den Hohenstaunen sollte Franken nun ein zweites mal eine politische Hoch-Zeit und eine kulturelle Blüte unter der Führung des Königtums, des zweiten

glänzenden Höhepunkt seiner Geschichte als königlich-fürstliches Reichsland sehen.

Denn ein Zurück zu dem karolingischen Königland, in dem das Königtum als politische Macht nicht nur führte, sondern sogar herrschte, gab es für Franken nicht mehr, sondern sich unter den letzten Sachsenkaisern und unter Heinrich IV. die drei Bischöfe aus Größen des Reiches zu Reichsfürsten mit selbständiger Politik, die drei Bistümer zu Territorien, staatlichen Hochverwaltungen von politischem Eigengewicht zu wandeln begannen. Eine führende Stellung des Königs in Franken war von zwei Voraussetzungen abhängig geworden: ob es ihm gelang, die Bischofsstühle mit Männern zu besetzen, die seine Politik unterstützen und tragen würden; ob es ihm glückte, sich in Franken ein eigenes, ein Königs-Territorium zu schaffen, ähnlich gerast denen der Fürsten. Beides aber an Kraft und Umfang soweit überlegen, daß es dem Träger der Krone gestatten würde, die fürstlichen Machthaber als Gefolgsleute in den Rahmen seiner Königspolitik zu führen. Gleichwertig nach historischem Recht standen um die Mitte des 12. Jahrhunderts König und Fürsten nebeneinander. Doch für ein Jahrtausend sprachen Glanz und Nimbus der Krone, Stärke des Königtums und Überlegenheit der Persönlichkeit die Führung dem Königtum zu. So wird die politische Mischung von Königtum und Fürstentum unter Führung des ersteren kennzeichnend für dieses staufische Jahrhundert.

Das zweite Merkmal lag in der Neugestaltung des gesellschaftlich-wirtschaftlichen Aufbau. Nicht mehr war der Bauer für die Wirtschaft tragende Stand; nicht mehr stellte der im Fuß dienende Königsbauer die Masse des militärischen Aufgebotes. Wohl ließen noch die ersten Hohenstaufen dem freien Bauernstand mancherlei Fürsorge und Förderung angedeihen; aber ihre Herrschaft basierte auf neuen Pfählen, solchen des 11. Jahrhunderts, aufwirtschaftlich auf dem Handel und Handwerk treibenden Bürgertum der Städte mit ihrer jungen Geldwirtschaft; militärisch auf der ritterslichen, an Fuß knüpfenden Ministerialität, die auf den Reichsburgern auf. Das karolingische Bauernland hatte sich in staufischer Zeit in ein Land der Bürger und Ritter umgeformt. Zu den amgeschätztesten Dörfern waren Märkte getreten, gestiftet sich nun unmanerte Städte; die Herrenhöfe im Dorf waren zu Höfen der grundherrlichen Makr(= Gutsverwalter) abgesunken, während sich die ritterslichen Herren ein wasserunfliegenes Schloss neben dem Dorf oder eine Burg auf der Höhe über dem Dorf schaut hatten.

Nicht nur der König hatte seine Ministerialen, nicht nur er schuf planmäßig angelegte Städte; auch die Fürsten Frankens, die geistlichen und die mit dem 12. Jahrhundert greifbarer herausretendenden weltlichen Herren edelfreier Ankauf, taten es dem König nach. Doch auch das konnte einer Stellung königlicher Macht im Reich gleichkommen, wenn nur zwischen dem Reichsoberhaupt und den Fürsten Frankens jenseits unge Kieverordnungen bestand, deren tiefste Wurzel bis in die Karolingerzeit reichte.

Konrad III. 1128 — 1132: Ansehen städtischer Territorialmacht in und um Franken.

Nach Kaiser Lothars Tod wurde nicht ein übermächtiger Schwäbischer, Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern und Sachsen, Markgraf von Tarent (Militarien), Herr ausgedehnten weltlichen Landesbesitzes in Schwaben, Bayern, Niederbayern und Oberitalien zum König gewählt. Am 7. März 1128 erkor man in Kallheim vielmehr den nachpolitisch weit schwebelichen Hohenstaufen Konrad, den dritten König dieses Namens; er konnte sich lediglich auf Unterstützung von dem Salinen herrschenden Bischof und auf die schwäbische Heranzug seines Bruders Friedrich stützen. Umso bedeutsamer mußte für ihn die Verfügung über Ostfranken und den dortigen Reichsbesitz erscheinen, zumal die städtisch-schwäbische Spannung sich durch die Wahl verschärfte hatte.

Den ersten Reichstag hielt Konrad Ende Mai zu Bamberg, der Stadt des verbrüderungswürdigen Bischofs Otto und der weitberühmten Domschule unter des belehrten und mitgewandten Scholasters Heinrich Leitung; ganz Ostfranken teilte dort dem König; unter den Reichsständen leitete nur Heinrich von Bayern. Ausgleichsschlichtungen zu Regensburg abklärten. Auf dem Reichstag zu Würzburg, wo Bischof Eusebius (1129 — 1140) sich dem Staifer angeschlossen hatte, wurde Herzog Heinrich im Juli 1128 seiner Herzogtümer entsetzt. Noch vor Mitte August bemühte sich der König der Nürnberger Burg. Damit war er Herr Ostfrankens. Hier konnte er sich auf die Bischöfe Eusebius von Würzburg, Egilbert von Bamberg (1129 — 1148) und Gebhard II. von Eichstätt (1125 — 29), dann auf den Burggrafen von Nürnberg Gottfried aus dem Hause der österreichischen Grafen von Raasdorf stützen. Aus der Zahl der ostfränkischen Kurfürsten, die wir auf den Hoftagen der kommenden Jahre nachweisen können, seien genannt Albrecht von (Ober-) Buxtehude (nördl. v. Aachen), Walter und Engelhard von Lehenhausen (bei Gailshelm), Eberhard von Sülz (nördl. v. Weihenstephan); unter den Reichsministerialen von Nürnberg treten hervor Ottand von Eichenau mit seinen Söhnen Hermann und Ottand, Luitpold von Grundlach, Hermann von (Burg-)Thann.

In dem Krieg gegen die Welfen — die Sache Heinrichs des Löwen, Heinrichs des Stolzen minderjährigem Sohn, führte sich Vaterbruder Wolf VI. — diente Franken dem König als Land der inneren Linie. Von hier aus stieß er 1129 nach Niedersachsen vor; von hier aus — im September 1140 wollte der König in Nürnberg — erkehrte er im Spätherbst die welfische Stadt Weinsberg im südwestlichen Grenzraum Frankens gegen Schwaben, die Stadt der „getreuen Welfen“. Trotzdem Mißrat Friedensverhandlungen zu Würzburg im Juni 1141 erfolgte. Erst im Beginn des Jahres 1142, Ende April zu Würzburg und einen Monat später in Nürnberg, hobete sich wenigstens ein teilweise Ausgleich mit den Welfen an.

Zugleich wurden auf dieser Reichstag in Gegenwart der Bischöfe von Würzburg und Bamberg, sowie des Grafen Poppo von Andechs-Plausenburg († 1143) Fragen der Ostpolitik, vor allem Böhmens behandelt; Nürnberg erscheint er als die stauferische Nachfolgerin des karolingischen Vercheins. Für 1143 tritt sich ein Aufenthalt König Konrads in Franken nicht nachweisen, wohl aber für die folgenden Jahre. So reiste er 1144 von Kloster Amorbach her in Franken ein, um bis in den Mai hinein in Würzburg und Nürnberg zu verweilen. Im Sommer des folgenden Jahres 1145 erreichte er ansetzend zu Würzburg das Bündnis mit dem Kaiser von Byzanz, um dann über Fulda nach Niederrhein zu reiten. Im Mai 1146 kam der König über Fulda abermals nach Nürnberg, wo wir außer einem päpstlichen Legaten, der König Konrad um Hilfe gegen die aufstehenden Römer bitten sollte, den Bamberger Bischof Egidbert, die Äbte der Zisterzienserklöster Frankens zu Kirschach, Langheim und Heilsbrunn, die Grafen Berthold von Andechs-Plausenburg, den Bruder des Grafen Poppo († 1133), und Woffram von Wertheim antreffen. Damals nahm der König an der feierlichen Heiliggesprechung seines Vorgängers, Kaiser Heinrichs II. zu Bamberg teil.

Daneben mögen diese Aufenthalte des Königs in Franken doch auch Maßnahmen gedeutet haben, die die Stärkung der stauferischen Macht in Ostfranken und in den nördwärts angrenzenden Ländern bezweckten. Mit Weinsberg hatte Konrad III. einen festen Platz im westlichen Ostfranken gewonnen. Am Übergang der von hier westwärts führenden Straße über den Kocher verfügte er über die auch als Salzgewinnungsort und Salzmarkt wichtige Stellung Schwalbach-Hall. Am Tauberübergang der gleichen Straße erwarb sich der König 1142 durch Tausch vom Stift Neumünster in Würzburg die Grenzortung Detswang mit einem von der Tauber umflossenen Vorsprung; hier schaute er sich in den nächsten Jahren eine repräsentative Pfalz, eine Burg in den Rudingen, die Reichenburg, an die sich eine regelmäßig angelegte Bürgerriedung anlehnte. Damit war vom Herrngutten Schwaben bis zur Reichsburg und königlichen Stadt Nürnberg eine Kette von Besitzungen gezogen. Durch seine Heirat mit der Gräfin Gertrud von Sulzbach verstärkte Konrad III. nicht nur die Stellung am Nürnberg, er eröffnete auch seinem Hause die Aussicht auf den Erwerb der Bamberger Besitzungen im Nordgau, die Graf Gerhard von Sulzbach als humbergerischer Kirchenvogt innehatte. Den nordöstlichen Abschnitt dieser stauferischen Diagonale durch Ostfranken bildete Eger, das Konrad nach dem Aussterben des in der Oberpfalz nicht legitimen Abgesandten der Bischoflicher 1146 erwarb und zur Reichsburg ausbaute. Dazu müssen wir noch röhren stauferische Besitzungen im Raum von Dinkelsbühl bis im Elan hinein, die Besitztüme von Weilschberg an der Altmühl-Äb, dann Bergen am Westrand des Steigerwaldes und endlich den Main-Übergang von Heilingsfeld bei Würzburg, dieses als Lehen des Klosters Fulda,

An den wichtigsten Punkten saßen Ministerialenfamilien, die mit den vier Hofämtern betraut waren: die Klünninger von Weinsberg im unteren Neckarland; die Schenken von Schöpl (bei Königshofen an d. Tauber) an der Straße vom Neckar nach Würzburg; die Truchsesen von Ruthenburg an dem Schnittpunkt der Straßen vom Neckar nach Nürnberg — Eger und von Würzburg nach Augsburg und Ulm; die Marschälle von Pappenheim nächst Weichenburg, dem Treffpunkt der Straßen von Würzburg und Nürnberg nach Bayern. Wir sehen hier eine zielbewußte Politik am Werk, die wichtige Punkte Ostfrankens dem städtischen Hause sicherte. Denn mit Ausnahme der Besitzungen um Nürnberg wurden fast alle diese Erwerbungen als Handweise der königlichen Linie betrachtet und als „Herzogtum Ruthenburg“ des Sohnes König Konrads, zuerst Heinrich und nach dessen frühem Tod seinem Bruder Friedrich, übertragen. Damit war dem von den Bischöfen von Würzburg beanspruchten Herzogtum „Aucasia“ in Franken ein königliches gleichfalls auf ostfränkischem Boden gegründetes Herzogtum gegenübergestellt. In beiden Herzogtümern verkörperte sich die Eigenart Frankens als königlich-kürstliches Reichsland.

Diese königliche Territorialpolitik wurde unterbrochen, ja abgebrochen durch den zweiten Kreuzzug (1147 — 1149), an dem König Konrad teilnahm. Wieder spiegelt sich in ihm Franken als das Land zwischen Rhein und Donau. Zu Speyer nahm der König Weihnachten 1148 das Kreuz; dann ritt er über Fulda nach Bamberg (Anfang Februar 1147) und weiter nach Regensburg. Im gleichen Monat kam es in Würzburg zu Judoverfolgungen nach rheinischem Vorbild. Nachmals kehrte der König über Tauberbischofsheim (Münz) nach Frankfurt zurück. Das Osterfest legte er am 29. April in Würzburg, Nürnberg sah dann im Mai eine glänzende Fürsterversammlung, die den Frieden im Reich sichern sollte. Unter 12 Erzbischöfen und Bischöfen befanden sich auch die drei rheinischen Siegfried von Würzburg (1146 — 1151), Eberhard von Bamberg (1146 — 1152) und Gebhard von Eichstätt; auch das Reichsamt Fulda war durch seinen Abt Adolf vertreten; von den weltlichen Großen können wir freilich nur die Grafen Poppo von Henneberg († 1157) und Gerhard von Wertheim erkennen. Dem eben zum König gekrönten minderjährigen Thronfolger Heinrich ließ Konrad III. auf Rat seines besten Freundes, des Abtes Wibald von Corvey, in Franken als in der Landschaft zurück, die vor anderen den Stauern trau ergeben sei. Dann ritt er, begleitet auch von Graf Poppo von Andechs, dem Heiligen Land zu.

Nach der Rückkehr von dem mißglückten Kreuzzug brach der Krieg mit den Welfen in Schwaben und Sachsen erneut aus; dann rief der Papst um Hilfe gegen seine schismatischen Untertanen in Rom und im Kirchenstaat. So finden wir Konrad III. in seinem letzten Regierungsjahre besonders thätig in Franken, dem Land der mittleren Linie. Die Rückkehr aus dem Osten führte den König von Regensburg über Farchheim, wo er im Juni



(Juli) 1149 einen Vertrag zwischen dem Bamberger Bischof Eberhard und Graf Berthold von Plauenberg über die Schloßer Gleich und Lichtendels sein Zustimmung gab, nach Würzburg, wo er einen Gütertausch zwischen Würzburg und Kloster Ebrach bestätigte (Juli) und wo sich um ihn der iränkische Adel sammelte: die Grafen Pappo und Berthold von Henneberg, ersterer Burggraf, d. h. iränkischer Befehlshaber in und um Würzburg; Graf Wolfram von Wertheim; dann drei Herren von Castell, Rupert, Hermann und Adelbert, zwei Herren von Truhendingen, Friedrich und Adelbert, und mancher andere. Von hier stift Konrad III. weiter zum Reichstag nach Frankfurt. Im Februar des nächsten Jahres 1150 begab er sich von Speyer nach Nürnberg (März), dann nach Würzburg (Juli) und wohl auch nach Fulda; am 20. August weilte er auf seiner Pfalz Rothsburg, um von hier nach Ulm zu reisen; Rothsburg und Fulda zeigen uns die inneren Umrisszüge Schwaben und Sachsen an.

Den Winter scheint Konrad III. in Würzburg verbracht zu haben. Mit dem Jahr 1151 trat der Plan eines Zuges nach Rom zur Wiederherstellung der päpstlichen Autorität und zur Kaiserkrönung in den Vordergrund. Er wurde ganz besonders während der Monate September und Oktober in Würzburg in Verhandlungen mit dem neuen Bischof Gebhard (1151—59), der schon einmal unter Kaiser Heinrich V. Bischof gewesen, dann aber als Anhänger der Stauffer von König Lothar abgesetzt worden war, und mit den Reichsfürsten Manquard von Fulda und Adam von Ebrach, sowie anderen iränkischen Grafen, darunter Adelbert von Truhendingen und Burggraf Gottfried von Nürnberg, vorbereitet. Zur endgültigen Beschlußfassung schrieb der König im November 1151 von Würzburg aus einen Reichstag nach Bamberg auf Februar 1152 aus. Aber ehe es noch zu Verhandlungen kam, starb Konrad am 15. Februar in Bamberg; dort ist er auch begraben.

### **Friedrich I. Barbarossa: Franken des königlich-iränkischen Reichsland im „Sacrum Imperium“ 1152—1190.**

Konrad III. hatte auf seinem Sterbelager nicht seinen minderjährigen Sohn Herzog Friedrich, später bekannt „von Rothsburg“, sondern seinen Neffen, Herzog Friedrich von Schwaben, als seinen Nachfolger bezeichnet. Könige aus seinen die dessen Wahl die Bischöfe Eberhard II. von Bamberg (1146—72) und Gebhard von Würzburg (1151—59) ein. Am 4. März 1152 wurde Friedrich in Frankfurt zum König gewählt. Die iränkischen Besitzungen der konradischen Linie verblieben im Besitz Herzog Friedrichs, allerdings unter der verwandtschaftlichen Verwaltung des Königs.

Unter Friedrich I. sollte Franken das zweite, den glanzvollsten Höhepunkt seiner politischen Geschichte erreichen. Die beiden Bischofsstühle Würzburg und Bamberg waren Schauplätze prunkvoller Hofeste und geschicktester Staatsakte. Noch war das Reich so eng mit der Kirche verbunden, daß das kaiserliche Nürnberg, das kirchlich noch von den Pfarreien Pösch und

Poppensruh als Tochter abhing, hinter den Kathedralbildern am Main zerstreut.

Auf dem Reichstag, den König Friedrich, als erster in Ostfranken, zu Würzburg im Oktober 1152 hielt, gelang es ihm, die stauffisch-welfische Spannung aufzulockern. So konnte dort beschlossen werden, daß der König innerhalb der nächsten zwei Jahre zur Kaiserkrönung nach Rom ziehen werde. Dann reiste er nach Nürnberg weiter. Das Osterfest 1153 feierte er zu Bamberg, dessen Bischof Eberhard einer seiner vertrautesten Berater war. Er und vielleicht auch Bischof Gebhard von Würzburg begleiteten den König auf dem Romzug, der am 13. Juni 1155 in der Kaiserkrönung gipfelte. Ein Vertrag zwischen dem Kaiser und Papst Hadrian IV., in dem sie sich versprechen, gegenseitig ihre Würde und die damit verknüpften Rechte — „honores“ lautet der entscheidende Ausdruck — zu wahren, sollte ein gutes Verhältnis der beiden Führungsgewalten der Christenheit sichern.

Gleich nach seiner Rückkehr schritt der Kaiser Ende Oktober zu Würzburg auf Vorstellungen der dortigen Kaufleute gegen die ungerechtfertigten Mautzölle zu einer gesetzlichen Regelung dieser auch für ihn so wichtigen Frage; denn er war bei der Kastpflichtigkeit seines ministerialischen Hofschleiers auf ein gefälliges Bürgerstum angewiesen. So ließ er nur drei Mautzölle bestehen: zu Neustadt am Main und zu Aschaffenburg, bei einem Kloster und einem Stift, denen kein politisches Gewicht zukam, die aber den geistlichen Fürsten von Würzburg und Mainz unterstanden; dann den zu Frankfurt, der königlichen Stadt, der unmittelbar in des Kaisers Sichel fiel. Diese Entscheidung wurde auf einem Haßtag gefaßt, zu dem sich fast alle fränkischen Grafen eingefunden hatten: außer dem Würzburger Bischof Gebhard, der von Bamberg Eberhard und der Abt Marquard von Fulda, einer der bedeutendsten Äbte dieses Reichsklosters und einer der zuverlässigsten Anhänger der Saaler; dann des Kaisers jugendlicher Neffe Friedrich, Herzog der Schwaben, dann sämtliche fränkischen Grafen: Berthold von Ansbach-Plauenberg, Poppo und Berthold von Hunsberg, Ludwig von Hienraek, Wolfman von Wertheim, Gerhard von Bergheim und Rupert (von Alzenberg); aus der Schicht der ostfränkischen Edelfreien sind nachweisbar Gottfried von Landa, dann wohl auch Rupert (Robert) von Castell, Konrad von Weichersheim-Hohenlehe, Heinrich und Poppo von Trimbarg (bei Haunzellung, Saab), nicht zu vergessen die Ministerialen des Reiches, sowie der geistlichen und weltlichen Geisten, die in Begleitung ihrer Herren nach Würzburg geritten waren. Und solche glänzende Hof- und Reichstage sollte Würzburg unter Friedrich I. noch mehrfach sehen.

So kam ein Jahr später, als der Kaiser in der Woche vom 10. bis 17. Juni 1156 zu Würzburg seine Vermählung mit Beatrix von Burgund prunkhaft und glanzvoll beging, zugleich eine hochpolitische Hochzeit;

brachte ihn doch die Beute als Erbin der Römische Lande die so wichtigen Westalpen-Pässe nach Italien in die Hand. Die Verhandlungen mit der Gesellschaft des Kaisers Manuel von Byzanz wegen eines Bündnisses zwischen den beiden Herrschern wurden dann in der folgenden Woche in der reicheren Luft von Nürnberg gepflogen. Und endlich brachte dann ein späterer Aufenthalt des Kaisers in Regensburg am 17. September 1156 die volle Ausschöpfung Friedrichs mit dem Weltern; Herzog Heinrich von Sachsen schied nun nach Italien zurück.

Nach dem siegesreichen Feldzug gegen Polen erliefen Würzburg Ende September 1157 ebenfalls glänzende ritterlich-bischofliche Feste anlässlich der Mündigkeitserklärung und Wehraufnahme des kaiserlichen Neffen Herzogs Friedrich von Schwaben, genannt „von Rothenburg“.

Der Kaiser und niemand unter den Zeitgenossen konnte ahnen, daß diese Festtage von Würzburg der Schlußpunkt eines an Erfolgen reichen, freudig gestimmten Regierungsjahres sein sollten. Mit der Fahrt von Würzburg nach Besançon im Burgund ritten Kaiser und Fürsten in 20 schwere, wechselvolle Kampfpjahre hinein. Denn auf dem Reichstag zu Besançon im Oktober verlas der päpstliche Kardinal Roland ein Schreiben Hadrian IV., in dem die Kaiserkrönung als ein „Anschließen“ des Papstes bezeichnet wurde; das lateinische Wort konnte mit „Waldtat“ oder mit „Lehen“ übersetzt werden. Als der Kaiser Kardinal Rainald von Dassel, Erzbischof von Köln, dieses Wort als „Lehen“ verstand, kam es zu einem stürmischen Auftritt der in der Würde und Ehre — hohem — des Reiches beteiligten Fürsten gegen den Vertreter des Papstes. Des Papstes Hoffnung auf eine direkte Opposition wie zu Zeiten Heinrich IV. wies sich als irrig. Die deutschen Bischöfe, darunter auch Eberhard von Bamberg legten vielmehr Hadrian IV. nahe, zu erklären, daß die Kaiserkrone kein Lehen des Papstes, die Krönung nur eine „Waldtat“, ein „consuetudinem“ sei.

Demgegenüber betonen nunmehr die in der kaiserlichen Kanzlei verfaßten Staatsurkunden, daß der Kaiser die Krone allein der Gnade Gottes und der freien Wahl der Fürsten verdanke, die Kaiserkrone also unabhängig von der Kirche sei. Aus dem römischen Recht wurde der Begriff des „imperium aeternum“, des „heiligen Reiches“, übernommen, da Friedrich der Rechtsnachfolger nicht nur Karls des Großen, den er 1155 heilig sprechen ließ, sondern auch Konstantin und der anderen christlichen Kaiser Roms sei. Damit war ihm auch die Berechtigung zugesprochen, die kaiserlichen Hoheitsrechte, die „Regalien“, — Ernennung von Beamten, Erhebung von Steuern, Zöllen, Geldgebern, Errichtung von Burgen usw. — in Italien wieder geltend zu machen. Dort waren diese seit dem Investiturstreit aus den Händen der meist deutschen Bischöfe als königlichen Beamten in die der südlichen Bürgerchaften und ihrer Selbstverwaltungsgänge, der *Comuni* — Räte gegliedert. Eine solche Politik kam dem Versuch gleich, das wirtschaftlich hochentwickelte Stiefland Oberitalien, die Lombardie, zu einem vom Kaiser abhängigen

Reichsland zu machen und gleichzeitig den Einflußbereich des Papstes und der Kurie in Mittelitalien auf den Kirchenstaat einzuschränken. So hing es nur von den äußeren Umständen ab, wenn sich die italienischen Städte und die kaiserfeindliche Partei im Kardinalskollegium zu gemeinsamer Abwehr dieser Bedrohung von Friedrichs Kauder, dem Kämmer Erzbischof Rainald von Dassel, getragenen Politik zusammenfinden würden.

Mitte Juni 1158 brach der Kaiser nach Italien auf. Ihm folgten nicht nur die Reichsministerialen — die aus dem Nürnberger Kronstaubereich unter Führung ihres Bergrafen Gottfried — und die Ministerialen der bayerischen Linie unter ihrem Herzog Friedrich die Bischöfe Gebhard von Würzburg, Eberhard von Bamberg, Konrad I. von Eichstätt (1132—1171), auch Abt Marquard von Fulda ritten an der Spitze ihrer Ministerialen gen Süden; dazu stießen die Reiterreihen der edelfreien Geschlechter Ostfrankens. Eine militärisch-politische Vorausabteilung legte die meisten oberitalienischen Städte den Trümmern ab. Nur Mailand leistete Widerstand, wurde aber nach mehrwöchiger Belagerung bezwungen. Dann ließ der Kaiser am 11. November 1158 auf dem Reichstag auf dem Bonkapfischen Feldern durch vier angesehene Juristen der berühmten Universität Bologna und 23 Städtevertreter das Ausmaß der kaiserlichen Rechte gegenüber den Städten feststellen und ordnete durch weitere Gesetze die Ausübung der Gerichtsbarkeit, die Reichsteuer und die Lehnungen zum Bau königlicher Pfalzen, d. h. Burgen. An dieser wichtigen und in ihren Folgen weitreichenden Reichsversammlung beteiligten sich auch die ostfränkischen Bischöfe. Sie billigten durchaus die Politik des Kaisers gegenüber den Städten, auch das seit Juli 1159 gegen die Städte Genua und Mailand, die sich dem kaiserlichen Gesetzen nicht fügen wollten, eingeleitete militärische Vorgehen. Denn die deutschen Bischöfe wünschten nicht, daß der Geist städtischer Freiheit und Selbstverwaltung auf ihre Kathedralstühle überginge. Andererseits waren sie, voran Eberhard von Bamberg, besorgt, zwischen Kaiser und Papst anzugreifen.

Doch am 1. September 1158 starb Hadrian IV. Bei der Wahl spaltete sich das Kardinalkollegium; die kaiserfreundliche Mehrheit wählte den Kauder Roland, der den Namen Alexander III. annahm, während die Minderheit einem Parteigänger des Kaisers erkor, der sich, wie der Gegenpapst Heinrich IV., Viktor nannte. Zur Entscheidung über dieses Schisma berief Kaiser Friedrich eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pavia auf den 23. Januar 1160. Doch fast nur deutsche und oberitalienische Bischöfe nahmen an ihr teil; sie entschieden sich für Papst Viktor, auch Eberhard von Bamberg; diese Entsch. war gewonnen durch drei kaiserliche Privilegien, die die Machtposition des Bischofs gegenüber Würzburg und innerhalb seines sich bildenden Territoriums gegen den Lebensadel wirkten. Die Christenheit hatte für 12 Jahre zwei Päpste.

Zunächst aber mußte Mailand niedergewungen werden. Mit seiner Belagerung konnte der Kaiser 1161 beginnen, nachdem ihm die Großen des Reiches da-

unter die Bischöfe Heinrich II. von Würzburg (1119—1166) und Eberhard von Bamberg, der Schwabenherzog Friedrich, die Grafen Berthold von Andechs-Plannenberg und Konrad von Alzenberg, auch Burggraf Konrad von Nürnberg neue Lehensbesitzer angeführt hatten. Sie trafen in diesem Feldzuge, bis mit der Eroberung und Zerstörung Mailand im März 1162 der Krieg in Oberitalien erfolgreich beendet war. Die lombardischen Städte waren der Reichsgewalt wieder ein- und untergeordnet.

Nun trat der Kampf gegen den Papst in den Vordergrund der kaiserlichen Politik. Aber gleich der erste Versuch, Frankreich als eine der großen europäischen Mächte für den kaiserlichen Papst Viktor zu gewinnen, schlug fehl. Trotzdem beschloß die vom Kaiser einberufene Synode von Bâle in Burgund, an der auch die Bischöfe Heinrich von Würzburg und Eberhard von Bamberg teilnahmen, im März 1162, an Papst Viktor festzuhalten. Anstatt einer Papst Alexander sich zuzugewandten Partei unter den Hochbischöfen waren frohlich nicht zu verkennen.

Diese bischöfliche Opposition einmünden und ausbilden zu machen, das war die Hauptaufgabe der Heilige des Jahres 1163, die im Februar und März zu Würzburg und Nürnberg, im August abermals zu Nürnberg abgehalten wurden. An dem Würzburger Tag nahmen alle drei Bischöfe Gerdankons, Heinrich von Würzburg, Eberhard von Bamberg und Konrad I. von Ebrach, dann die Grafen Rapoto und Konrad von Alzenberg, sowie Burggraf Konrad von Nürnberg teil. Eine im Februar zu Würzburg ausgestellte Urkunde des Bamberger Bischofs nennt weiter eine große Zahl ostfränkischer Kleriker als Zeugen, so z. B. Ragnold von Raifonberg, Ulrich von Waldeckensfeld, Ulrich und Friedrich aus dem Geschlechte der Walpoten, Otto von Nixen, Brun und Eberhard von Gailwinsteln, endlich eine stattliche Reihe von bambergerischen und burggräflichen Ministerialen aus dem Alloverland und dem Steigerwald. Wenn aus diese Urkunde einen Blick zum 1161 in das sächsische Franken, so führt uns eine kaiserliche Verordnung vom Nürnberger Märztag in den Bereich des Bistums, indem sie aus die wirtschaftliche Führerschaft Nürnbergs anwägt: den Kaufleuten von Bamberg und Ansbach werden im Reich die gleichen Schutz- und Sonderrechte — *securitas et libertas* — verliehen, deren sich die Nürnberger erfreuen; es sind dies Städte des im deutschen Episcopat so angesehenen Bischofs von Bamberg. Das galt es durch diese Gunstbeweisung auf der Seite des Kaisers festzuhalten. Tatsächlich entsprach der Politik Bischof Eberhards, zwischen Kaiser und Papst auszugleichen, der im August 1163 zu Nürnberg gemachte Vorschlag, durch ein Schlichtungsgericht zwischen beiden Päpsten zu entscheiden.

Da schien sich Kaiser Friedrich die Möglichkeit zu eröffnen, mit Englands König Heinrich II. ein Bündnis gegen Papst Alexander zu schließen.

Wieder wurde über diese hochpolitische Angelegenheit auf zwei Tagen in Franken verhandelt. Der große Fürstentag zu Bamberg im November 1164 ordnete eine Gesandtschaft nach England ab. Tatsächlich sagte Heinrich II. die Anerkennung des kaiserlichen Papstes Paschalis III. — Viktor IV. war 1163 gestorben — zu und schickte vom Abbruch des Bündnisses im Mai 1165 eine Gesandtschaft zu dem Reichstag nach Würzburg, wo eben Bischof Harold den Stuhl des Bg. Kilian bestiegen hatte (1165 — 1171). Wieder scharte sich dort um den Kaiser und seinen Neffen Friedrich „von Batsenburg“ der Iränkliche Adel, Grafen von Alenberg und Berghelmin, der Nürnbergger Berggraf Konrad, dann, um nur einige zu nennen, Konrad von Thüringen, Poppe und Heinrich von Trüberg, Poppo von Ermslohhausen, Rapert von Castell, Konrad von Emdere (gest. von Rothenburg), Konrad von Weickerstein-Hohenstaube, Konrad von Banzburg (in Baden). Nun setzte der Kaiser scharfe Beschlüsse durch: jeder deutsche Fürst mußte sich bei Verlust seiner Reichsteden stiftlich verpflichten nur den kaiserlichen Papst anzuerkennen.

Aber noch bevor das Reich, die weltlichen und geistlichen Fürsten, auf eine solche einheitliche Politik geeinigt waren — dessen Zweck diente auch ein Hoftag zu Nürnberg im Februar 1165 — wendete sich das englische Bündnis als ein Fehlschlag. Auch sonst war Papst Alexander auf dem Felde der Diplomatie erfolgreich. Kaiser Friedrich sah sich zum Wallengang mit dem Papst genötigt.

Zwei deutsche Heere rückten im Herbst 1165 in Italien ein; sie vereinigten sich vor Rom zur schlimmsten Jahreszeit, im Hochsommer 1167. In hartem Kampf eroberten die deutschen Ritter am 27. Juli 1167 das Herz des päpstlichen Roms, die St. Peterskirche. Alexander floh aus Rom. Friedlich wurde Papst Paschalis inkommissariert, Kaiser Friedrichs Sieg auch über Papst Alexander war vollkommen. Für wenige Tage. Da brach, durch einen Wettersturm verursacht, — der unerschütterlichen Hilfe folgten witterbräuchartige Begünstigungen — eine Malariaausdehnung im deutschen Heere aus; sie raffte 2000 Ritter dahin; Rainald von Dassel und Herzog Friedrich von Schwaben stifteten ihr zum Opfer. Das Heer war nahezu kampfunfähig. Die Hilfe nur brachte der Kaiser dessen Heere zurück; des Stauffenbergers Leichnam führten seine Getreuen mit sich, um ihn in dem konradischen Heer-Kloster Elbach neben seiner Mutter beizusetzen. Die lombardischen Städte befreiten sich von der Herrschaft der kaiserlichen Beamten und schloßen einen neuen Bund. Die kaiserliche Macht in Italien war völlig zusammengebrochen.

# Franken und das Reich

von Archibiohistoriker Dr. Gerhard Pfeiffer

Was die Geschichte des Stammesbewußtseins in den einzelnen deutschen Landschaften anbelangt, wird feststellen müssen, daß es am verschiedensten Verstande gepreßt wird.

Bayern hat, wenn auch auf eingeschränktem Raum, die stärkste Kontinuität aufzuweisen. Seit dem Zeitpunkt, an dem das bairische Land und Volk in das Licht der Geschichte tritt, sind Stamm und Herrschergeschlecht einander zugeordnet. Mag auch mit dem Sturz Heinrichs des Löwen die Herrschaftsgewalt eine neue Grundlage bekommen haben, das Territorialrecht an Stelle des Reichstums, — es schließt doch in einer mehr als 700jährigen Geschichte des Haus Wittelsbach bis auf Landstriche, die als Splitter in den Gesamtkörper eingelagert erscheinen, den Raum vom Lech bis über den Inn hinaus. Bayern fühlt sich trotz dynastischer Teilungen als das Herzogtum der Wittelsbacher.

Eine ähnliche, wenn auch abweichende Entwicklung liegt dem Stammesbewußtsein in Niedersachsen zugrunde. Auch da bedeutet das Jahr 1100, der Sturz Heinrichs des Löwen, einen entscheidenden Einschnitt. Doch nicht der neubekohnte Herzog von Sachsen ist Träger und Fortführer des stammlichen Selbstbewußtseins, sondern das Herzogtum Braunschweig, das am westlichen Territorialbesitz nachdrücklich, 1235, begründet wird. Niedersachsen ist das Land der Wälfen, solange diese das Gebiet auch in verschiedenen, oft sich einander entsetzten Linien beherrschten haben.

Völlig verschieden davon ist die Grundlage des Westfalenbewußtseins. In diesem Teilgebiet Altsachsens kann der Erzbischof von Köln die von 1100 vererbten Herzogrechte nur im Bereich seines Territorialbesitzes geltend machen. Aber sein Herzogsanspruch auf das Land zwischen Weser und Rhein trägt dann bei, auf gesellschaftlicher Basis, durch Einlagen der westfälischen Länder und Städte, Landfrieden und Münze zu regeln und die Autorität der westfälischen Freysgerichte zu stützen. Der von der Reichsgewalt gefährdete Einwegsgebanke des Spätmittelalters mündet in den rheinisch-westfälischen Reichkreis ein, von dem das Westfalenbewußtsein bis in den Beginn des 19. Jhd. seine Nahrung empfangen hat.

Merke wie das Land Westfalen erfüllt das Land Franken Begriff und Gestalt nicht von einem Territorialherzogtum, sondern von Reiche her, und man könnte trotz wichtiger Abweichungen seine Geschichte unter denselben Gesichtspunkten sehen, von denen aus Hermann Aubin die „vier Westfalen“ unterschieden hat, den Teilstamm, das Herzogtum, den Reichskreis und die Provinz in dem auf dem Wiener Kongreß konsolidierten Staatsgefüge.

Für den Frankischen Gesamtstamm sind zwei Tatsachen von entscheidender Bedeutung geworden. Einmal: Das Zusammengehörigkeitsbewußtsein geht früh verloren. Die Bildung Lotharingens und seine Konstituierung als

# Frankens Werden und Wesen (VIII)

Ein geschichtlicher Überblick

Von Professor Dr. Helmut Weigel-Erlangen

Das hochverstaufische Jahrhundert 1139 — 1254 (2)

Friedrich I. Barbarossa: Franken, das königlich-fürstliche Reichsland im „saeculum imperium“ 1152 — 1190.

Das ständereiche, wirtschaftlich hochentwickelte Italien war der deutschen Kaisermacht verloren. Deutschland, das bisher die Ritterschere stützte, mußte nun auch wirtschaftlich die kaiserliche Politik tragen. Hebung und Förderung südlichen Weines oder mit anderen Worten Stärkung der Geldwirtschaft mußte eines der Ziele kaiserlicher Politik sein. Zum anderen aber strebte sie, um die Machterstellung des Königtums schließlich zu stärken und zu festigen, den Ansehen der Königsritter und eine enge Bindung zu den geistlichen Fürsten. In diesem Rahmen hatte Franken seine besondere Bedeutung.

Mit dem Tode Herzog Friedrichs (1167) waren die Besitzungen der karolingischen Linie an den Kaiser gefallen. Hier nun wie auch in dem Herzogtum Schwaben konnte er sich einen Ersatz für Italien schaffen, indem er die zerstreuten Mark- und Burgflecken zu Städten erbaute. Die von Handwerkern und Kaufleuten bewohnten, zwar von einer Burg bewachten, selbst aber nur durch Zaun und einige spätrömische Tortürme leicht geschützten Flecken wurden nun durch eine durchlaufende, mit Türmen reich besetzte Mauer festigt. Damit erhielten diese neuen Gemäueren eine dreifache Aufgabe innerhalb ihrer Kleinlandschaft: Festung, Verwaltungszentrum und Wirtschaftsmittelpunkt. Diese Kleinlandschaft, Burgenhöfe z. T. mit ministerialischen Bergen, um die Stadt herum gelagert, bildete ein „Amt“, einem königlichen Amtmann oder Vogt unterstellt, der meist in der Stadtburg saß. Die Stadt, die Bürgersiedlung hingegen unterstand als Wirtschafts- und Rechtskörper eigener Art einem besonderen Königsbeamten ministeriallicher Herkunft, dem Schultheiß. Eilendlich und reichlich von dieser Kaufmannsiedlung geschienen, doch mit der gleichen Mauer umfaßt, lag der Burgflecken, die einzeln für sich besetzten Turmhäuser ministeriallicher, südlichen Baubauart leitender Familien, Turmhäuser, wie sie nach Regensburg und, wenn auch verbannt, Rothenburg zuweisen, aber auch für Nürnberg durch Reste gelehrt sind. Demnach wurden die Burg- und Markflecken



Hohenburg, Marktstühl und Weissenburg zu solchen Städten umgewandelt. Noch aber hatten sie kaum die Marktplätze, die wir an ihnen kennen; eine breite Markstraße, wie Nürnbergs Karolinenstraße, genögte voll und ganz den Bedürfnissen.

Frankens Stellung im süddeutschen Machttraum der Hohenstaufen wird uns erst völlig klar, wenn wir in unserer Betrachtung einmal weit ausgreifen. Denn die staufische Südwest-Nordost-Diagonale beginnt unter Barbarossa nicht mehr mit Schwaben, sie setzt bereits an der Elbe in Burgund ein und sie endet nicht mehr mit dem Vasallen Eger allein; sondern zu dem Reichsterritorium um Eger schied Friedrich von Thüringen im südlichen Thüringen ein zweites Reichsterritorium im Kolonialland. Der große Stauer hat keineswegs nur in einer „staufischen“ Italienspolitik des Reiches und Volkes Kräfte nutzlos geopfert; er hat um seiner Reichsmacht willen nach Ostpolitik nach Böhmen, Ostthüringen und Schlesien klein getrieben. In diesem letzten Zug war Franken das Herzentück.

Betrachten wir nun Franken selbst. Anstutzpunkte am Neckar waren die Klösterhöfe (von Reichshöfen, die als schutzherrliche Reichsglieder unmittelbar unter dem Kaiser stehen, darf man noch nicht sprechen) Wimpfen und Heilbronn. Von letzterem zog die Linie über die Stadt Weinsberg und Ochtingen, über dessen Stülz der Kaiser als Vogt verfügte, nach Schwäbisch-Hall, gleicherweise wichtig als Kocherübergang und als Salzgewinnungsorte. St. Michael und die Baste der Jakobskirche zogen dort von dem Stauerherren. Den Raum bis Rothenburg füllten staufische Ministerialhöfen; eine Maß zu bestreuen, einen wichtigen Straßenknoten vor zwei natürlichen Durchlässen durch die Frankenhöhe. In dem Palas der Staurenburg, später zur St. Marienkapelle umgewandelt, in Tollen und markanten Punkten seiner innern Stadtmauer, z. B. dem Röderbogen mit dem Marktturm, und einigen Skulpturen der romanischen Jakobskirche weist Rothenburg noch staufische Errungenschaften auf. Die Aufträge zur Frankenhöhe bei Nordenberg und bei Neustadt-Schwandorf sind wohl schon zu Barbarossas Zeiten in Händen staufischer Ministerialen, die im 13. Jahrhundert unerkennlich bewegt sind. Ebenso Vörsberg, das Schloß an der Straße von Rothenburg nach Nürnberg, wo sie von einem alten Anstieg aus dem Abhang nach Ansbach und Schwabach hin gekreuzt wird. In diesem aber trat die keinem Herren untertane Bauerschaft von Wauthheim unter des Kaisers Schutz; und Lenkersheim war als Marktort der königliche Konkurrenzort gegenüber dem würzburgischen Wimbshaus, in dem damals 1182 die bischöfliche Klosterkirche, man möchte sagen als „Herrschaftssymbol“ gebaut wurde. Denn Nürnberg als der Mittelpunkt eines Klösterterritoriums, dessen Verwaltung in den Händen des hochadeligen Burggrafen — noch sind es die Grafen von Baus aus Österreich; aber um 1190 treten als ihre Nachfolger und Erben (durch Heirat) die schwäbischen Grafen von

Zellern auf — lag, soweit nicht der ministerialische Beamte mit dem Titel „Büttler“ (Bz. bestelle, also = Kellermeister; vgl. die spätere Ausbezeichnung „Kell)(er“) die laufenden Geschäfte führte; zu Füllen der Burg der Burgflorben mit ministerialischen Turmhäusern, am St. Scheid gesucht; jenseits der Pegnitz die Bürgerstadt, planmäßig mit dem gleichen Grundriß wie Gadar angelegt, nach ohne jede Selbstverwaltung, dem königlichen Schutze anvertraut, dem zur Aufbringung der Stadtkasse ein Bürgerrat zur Seite stand. Rings um Burg und Stadt die Wälder des Reiches, trotz aller ministerialischen Rodungshilfe und — daher noch immer weitgedehnt, königlichen Forstmeistern untergeben und mannigfaltig, so als Himmelsweide zur Wachs- und Honigerzeugung benutzet (der Honig war ja das einzige Süßmittel dieser Zeit). Der wirtschaftliche Aufschwung zog den politischen nach sich; wichtiger als der Nürnberger Reichstag von 1181 erscheint uns der von 1188, auf dem der Kaiser sich mit Ostfragen, dem Thronstreit in Böhmen und dem Zustande im Heiligen Römischen Reich befaßte; deutlich tritt hier Nürnberg als Nachfolgerin des karolingischen Königs Hofes Forchheim auf.

Aber blicken wir weiter nach Nordosten. Eben gegen Böhmen, auf der Reichsland um Eger zu kloffen in dem staufischen Landstreifen eine Lücke. Hier im Rahngau und im westlich-nordwestlichen Nardgau war das Reichsgut in die Hände des Bamberger Bischofs gekommen; er hatte es meist an die Vögte seiner Kirche, die Grafen von Sulzbach verlehnt. Diese aber waren mit den Staufen durch Verwandschaft verbunden und dem Aussterben nahe. Dann war das Kaiserthum die Erbin Inese Alade. Darüber hinaus dehnte der Kaiser ihn auch nach die ungelobten Kirchenlehen des letzten Grafen Gebhard, von Nittman am Regen bis nach Amberg und weiter über Vilseck bis nach Bamberg reichend, im Jahr 1174 durch einen Vertrag mit Bischof Hermann II. von Bamberg (1172—77), wonach diese Lehen an die Kaiserthone Friedrich und Otto kommen sollten. Der staufische Besitztheil vom Neckar ins Gebiet der Elbe hinein war nahezu geschlossen.

Vom Neckar aber gingen nach zwei Linien aus, eine südwestwärts, die andere nach Nordwesten, um dann nach Nordosten abzuklagen. Diese letztere zielte zunächst auf das Maindreieck, dabei schritt sie die Tauber im Raum von Mergersheim. In diesem hatte Herzog Friedrich zu Schäftersheim ein Frauenkloster gestiftet, unmittelbar neben dem Stammsitz eines hochfreien Geschlechtes, der Herren von Walckensheim, die uns unter anderem Namen und an anderem Orte noch als Anhänger der Staufen begegnet werden. Tauberwärts stand dem Kaiser weiter der Übergang von Tauberhirschklein als mainisches Kirchenlehen zur Verfügung. In Fortsetzung dieser Linie hatte er gleichfalls als konradinisches Erbe unter dem Titel eines heilichen Klosterlehen den Mainübergang Heidingsfeld inne, während er in Würzburg selbst als Erbe die Burg „Kaiserreich“ an der Reichsstraße nach Nürnberg besaß. An der entgegengesetzten Ecke des

Maindreiecks war allem Anschein nach die Hälfte von Schweinfurt Königsgut. Von hier, zog sich dieses weiter über Königsherg am Steilhang der Halberge nach Osthellingen hin. Zwischen der mittleren Tauber und dem Südteil des Maindreiecks bildete Gaukönigsheim einen staatlichen Stützpunkt; Frickenhausen und Marktstett entsprachen sich als königliche Mainbergflüge (während der Bischof von Würzburg über die von Ochsenfurt und Kitzingen verfügte). Sie wiesen weiter zum „Stein-gerwald“. Dieser, d. h. die nordwestliche Ecke des Waldgebirges war königlicher Forst; sein Mittelpunkt, das Kloster Ebrach, war zuerst Hauptkloster der karolingischen Linie gewesen, von dem reich beschränkt, so auch mit der Pfarrei Schwabach, dann unter Barbarossa und königlich Reichskloster; beiderseits des Klosters besaßen an der westlichen Steilabate staatliche Ministerialabteilungen, wie die Stolberg, die Aufstige aus dem Mainland, die nach Bamberg, der zweiten kaiserlichen Bischofsstadt Franken führten.

Die dritte vom Neckar ausgehende Linie lief bis Schweflich-Hall mit der Hauptlinie auf Nürnberg zusammen; dann zweigte sie nach Südosten ab, um über Feuchtswangen und Dinkelsbühl, das als Zeuge der späten Stauferei noch ein Portal der Georgskirche aufweist, beides Würzburg-Oberglänge, das Gebiet des Hainberges zu betreten. Das nächste Ziel dieser Linie bildet der Reichsbesitz von Weichenburg und Pappenheim mit dem großen Forst. Damit ist das dritte iränkische Bistum Eichstätt erreicht, wo sich die Straßen nach Ingelstadt und Regensburg gabeln. An letzterer breitete sich das wichtige Krongut Greding, dessen staatliche Markt-siedlung wiederum eine Jakobskirche aufweist.

Das Staufergut von Weichenburg ist aber noch durch weitere Lagebeziehungen von Bedeutung. Es hielt hier nicht nur die Linie Würzburg — Ansbach, das wir als würzburgisches Kirchensteden der Stauer kennen — Raum von Windelbach und Wolframszottenbach — Erbstätt durch. Vor allem aber liegt Weichenburg an der Linie Bamberg — Augsburg, die in ihrem nördlichen Drittel mit Forchheim bambergisches Territorium war, während das folgende Drittel durch Nürnberg, Schwabach und Weichenburg staatliches Gepräge trägt.

Augsburg war nun der große Sammelplatz der nach Italien ziehenden Ritterheere. So erhielt auch die Nord-Süd-Linie von Würzburg größeren Wert als bisher. Wir kennen ihre staatlichen Stützpunkte zum Teil schon: Würzburg-Heidingsfeld, dann den Ministerialensitz Uffenheim, die königliche Stadt Rothenburg. Zwischen dem beiden schaltete aber Kaiser Friedrich nun die Herren von Weichenheim ein, die sich in Hohlach (westlich v. Uffenheim) besaßen und als Herren von Hohenbach an der Augsburger Linie bis nach Dinkelsbühl hin sich am Gebiets- und Zollrechten sich

einen viel versprechenden Einflussreich aufkauten. Hohlloch benachbart, wurde an der Augsburgen Straße 1182 auf die Kirche von Langensiebach eine Kanonikale des ritterlichen Spitalordens der „Johanner“ gegründet, von der noch heute die romanische Kirche von Reichardroth zeugt. Südwärts Balthung reihen sich an dieser Straße auf: Insingen vor dem Fuß an der europäischen Rhein-Dona-Wasserscheide; Fuchtwangen, Kloster und Markt, vielleicht schon in staufischer Zeit romanisiert, mit dem üblichen Ilyll seines romanischen Kreuzgangs; Dinkelsbühl, die Pfalz im Hunsrückland; Aul- kirchen, der staufische Platz am Südrand dieser Landschaft und am Durchgang zum Rhein und tief im Schwäbischen als Abschluß dieser Linie; Donau- wörth. So war Franken durchsetzt mit staufischem Königsstolz, man könnte auch sagen: in diesem Netz von staufischem Königsstolz eingefangen.

Eben nach dieser Lage kam aus den Landen am Oberrhein und am Zwei- main eine gehobene Bedeutung zu. Sie schoben sich hinein zwischen die staufischen Besitzgruppen um Nürnberg und Salzbach, in Egerland und in Ostthüringen. Hier hatte sich durch seine Heirat mit der letzten Schweinfurterin Gisela der kaiserliche Graf Arnold aus dem Hause Dessen-Andechs fest- gesetzt. Der Sprößling dieser Ehe, Berthold I. erscheint seit 1113 in Franken, 1137 erstmals im Gabelraum der Straßen von Bamberg nach Eger und Ostthüringen als Herr von Plauenenburg über die Mainauf von Kalkbach. Sie an die Stauffer zu ketten, war das erfolgreichste Streben des Kaisers. Mit diesem war Berthold (1113—1157) durch seine Ehe mit Sophie von Istrien in verwandtschaftliche Beziehungen getreten. Von ihren Söhnen hatten zwei an dem zweiten Kreuzzug teilgenommen: Poppe starb 1148 fern der Heimat. Dem überlebenden Berthold II. (—1188) verließ der Kaiser 1178, also doch wohl im Rahmen der auf die Sicherung seiner deutschen Mach- stellung abzielenden Politik den Titel eines Markgrafen von Istrien.

So war in Franken, dem seiner Lage nach wichtigsten Teil Oberdeutsch- lands, Kaiser Friedrich der Staufer die Fürst. Gegen seine Machstellung konnten die geistlichen Fürsten am Main nicht aufkommen.

Den Mainauf stößlich stammten im Altsiedelland geistliche Gebiete: das Stift St. Peter und Alexander zu Ansbachburg als Teil des Ober- stiftes Mainz, die Hochstifter Würzburg und Bamberg, reich an Zeugnissen hochentwickelter romanischer Baukunst und Steinmetzarbeit des 12. und 13. Jahrhunderts. Als Glieder des Reichskirche dienten diese geistlichen Herren mit ihrer Ministerialität, die durch Verpöpfung und Verschönerung mit der des Reiches immer enger an den Kaiser herangegangen wurde, sowie mit den wirtschaftlich aufblühenden Bürgerschaften ihrer Stifte dem Reich. Trotzdem lebte in den Bischöfen das seit dem 11. Jahrhundert erwachte Streben nach bischöflicher Landesherrenschaft weiter. Zugleich behauptete sich eine Ver- schiebung zwischen den Mainstämmern zu Gunsten Bambergs auf Kosten Würzburgs an.

Das von Otto I. gegebene Vorbild, der sich aus selbständigen Grafen nicht von dem Mainzer Erzbischof als Metropolit, sondern vom Papst unmittelbar hätte weihen lassen, wurde von seiner Nachfolgerin *Agilbert* und *Eberhard* nachgeahmt und damit zur festen Tradition gestaltet. Die Konstanten Bambergers behauptete sich, sie mußte mit der Zeit Bamberg auf den ersten Platz unter den geistlichen Fürsten Frankens heben. Weiter nutzte *Eberhard II.* die kaiserliche Gunst zur Stärkung seiner häuslichen Macht. Eine Verordnung *Friedrichs* bestätigte 1160 einem früheren Botschafter, daß die in der Diözese Würzburg liegenden Besitzungen der Bamberger Kirche nicht dem Landgericht des Würzburger Bischofs als „Herzog von Franken“, sondern der Gerichtsbarkeit des Bamberger Bischofs unterstanden. Ein zweiter Erlass sprach 1162 dem Bischof ausdrücklich das Recht zu, seine als Lehen ausgetanen Baugen, die alten *Pattenstein* und *Göfweinstein*, wie die neuen: *Giesch*, *Lichtenfels*, *Nordsee* (bei *Stachusbach*), *Burgbanstuch* und *Nordhalben*, auch *Höchstädt* (*Aisch*), wie auch zukünftige Erwerbungen im Fall der Lehenverlängerung nicht mehr verlehnen zu müssen, sondern unter die unmittelbare Verwaltung durch Bischof und Domkapitel, ausgeübt durch Amtleute, zu nehmen. Das war der erste Schritt vom mittelalterlichen Lehenstaat zum modernen Beamtenstaat. In der gleichen Richtung lag endlich der Vertrag Bischof *Ottos II.* aus dem Hause der *Andechs* (1177 — 1185), mit dem letzten Grafen von *Altenburg* 1189; darnach sollten nach dessen Tode, der etwa 1192 eintrat, alle landbergischen Lehenvogteien, über den Markt Bamberg, zu *Hallstadt*, *Geisfeld*, *Grünz*, *Krausch*, *Banz*, *Theres* und *Hofstadt* an die Stift zurückfallen und nur mit Zustimmung des Kapitels, der Dienstleute und Vasallen des Stiftes — also der „Landknechte“ — zu Lehen ausgegeben werden.

Ähnliches versuchte Bischof *Harald* von Würzburg (1165 — 71) auf dem großen Würzburger Reichstag 1183. Er legte der kaiserlichen Kurie eine gefällige Urkunde *Karls* des Großen über die Gerichtsbarkeit des Bischofs in Ostfranken vor. Aber nicht in dieser eindeutigen, sondern nur in abgeschwächter, wenig klarer Fassung wurde dem Herzog die hohe Gerichtsbarkeit „in dem ganzen Bistum und Herzogtum Würzburg und in allen Conventen innerhalb dieses Bistums oder Herzogtums“ entsprechend dem Herkommen bestätigt. Die rechtsgeschichtliche Forschung hat lange nach dem Begriffen gesucht, die hinter den Worten „Bistum (episcopatus), Herzogtum (ducatu), Conventen (conventus)“ stecken könnten, bis man erkannte, daß eine eindeutig klare Festlegung der Rechtslage schon 1183 nicht mehr möglich und durchführbar war, also auch nicht erstrebt wurde. Klar war nur der Satz, an dem der Kaiser das größte Interesse hatte, daß die freien, auf altem Königsgut stehenden Bauern, die sog. *Bargilben*, ihren Königsgut (wie bisher) an die Grafen (nicht an den Bischof) verlehnen sollten. Die Erhaltung und Mehrung des Standes der königsfreien Bauern lag dem Kaiser auch sonst am Herzen.

Hauptanliegen dieses Reichstags — und damitanken wir unsere Blicke zu der Stellung Frankreichs im Reich zurück — waren die Klagen der niederdeutschen Reichsfürsten und Grafen gegen Heinrich den Löwen, Herzog von Sachsen, der an der unteren Weiser und Elbe zu einer königlichen Stellung emporgestiegen war. Der Kaiser versuchte umsonst den Herzogen denn er wünschte den einseitigen Herzog von Süddeutschland fortzubehalten. Oberdeutschland und Mitteldeutschland sollten ungestörter Bereich herzoglicher Macht sein. Es war eine großartige Teilung des Reiches, die doch im letzten und entscheidenden von dem Willen Kaiser Friedrichs abhing.

In diesen Jahren des deutschen Aufstaus war Friedrichs große Politik auf Verständigung mit dem Papst ausgerichtet, um freie Hand gegen die lombardischen Städte zu bekommen. Doch ein Verständigungsversuch des Zisterzienserklosters, an dem im Jahre 1169 sich auch Bischof Eberhard von Bamberg beteiligte, scheiterte. Auf dem Hoftag zu Falda 1170 trat der Gegensatz beider Gewalten unverhüllt zu tage. So blieb nur übrig, die Entscheidung gegenüber den Lombarden mit den Waffen zu suchen.

Der Feldzug des Jahres 1175 — mit einem Heere von 14000 Rittern, begleitet von den Bischöfen Egilhard v. Würzburg (1171—34) und Hermann II. v. Bamberg (1172—77) war der Kaiser nach Italien gezogen — schien nach militärischen Erfolgen gute Aussicht auf einen Ausgleich mit den Südlern zu eröffnen. Allein die Hölleung trat. Anfangs 1176 sah sich der Kaiser, der einen Teil seines Heeres entlassen hatte, genötigt, Heinrich den Löwen in Chiavenna um Waffenhilfe zu bitten. Bestenfalls war der Herzog dazu nicht verpflichtet, da zu dem Feldzug kein Lebensauftrag ergangen war: umsonst aber unendlich, da Heinrichs Machtstellung in Niederdeutschland gegenüber seinen zahlreichen Gegnern unter den dortigen geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren auf dem Einverständnis mit dem Kaiser und dem Rückhalt an ihm beruhte. Trotzdem schlug der Herzog den die Bitte ab. Friedrichs zahlenschlägig unterlegenes Ritterheer wurde von dem Mailänder Fußvolk bei Legnano am 29. Mai 1176 geschlagen. Aber in vollendeter diplomatischer Meisterschaft gelang es dem Kaiser, glänzend unterstützt von seinem Kanzler Gotfried von Spitzberg, seine beiden Gegner zu trennen und mit Papst Alexander am 24. Juli 1177 zu Venedig einen Frieden zu schließen. Mit den lombardischen Südlern kam ein fünfjähriger Waffenstillstand zu stande.

Unter dessen war der Konflikt zwischen Heinrich dem Löwen und seinen sächsischen Gegnern auch neue ausgebrochen. Diesmal nahm der Kaiser, der Vorgänge von Chiavenna eingedenk, die Klage der Fürsten gegen den Herzog an; ja er ließ von sich aus ein lebensschlichtliches Verfahren gegen ihn einleiten. In dessen Verlauf sprach auf dem Reichstag zu Würzburg 1180 ein Fürstengericht dem Herzog die beiden Reichsteile, die Herzogtümer Sachsen

und Baiern, ab. Erstens wurde zurechtgelegt; Baiern kam an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. Es wird wohl mit diesen Vorgängen zusammenhängen, wenn im gleichen Jahr 1180 Berthold III. v. Pfannberg, Sohn des noch lebenden Berthold II., Markgrafen von Istrien, den Titel eines Herzogs von Dalmatien und Meranien erhielt.

Mit dem Würzburger Reichstag von 1180 trat diese Stadt und Franken überhaupt in der Reichsgeschichte zurück. Insofern gilt Würzburg als einer der ersten und besten Bistümer des Reiches. Mit ihm beherrschte der Kaiser 1184 seinen Kanzler Gottfried von Spitzenberg, der ihm eben jetzt auch bei den erfolglossten Friedensverhandlungen mit den abertausendfachen Söldnen zu Konstanz 1183 treffliche Dienste geleistet hatte. Er begleitete auch den Kaiser, als dieser 1184 zum sechsten Male nach Italien zog, um letzte territoriale Fesseln mit dem Papst zu rupfen. Er hat denn auch zusammen mit Bischof Otto II. von Bamberg (1177—98), dem Bruder Bertholds II. von Pfannberg-Istrien, die kaiserlichen Rechte gegenüber den Pfäzern verteidigt.

Aber schon standen diese letzten Ausgleichsverhandlungen unter dem Eindruck der Eroberung Jerusalems durch den Soldatenkönig Saladin 1187. Im März 1188 nahm Friedrich Barbarossa als erster Fürst der Christenheit an Mainz das Kreuz. Bei der Vorbereitung des Kreuzzuges, wozu auch die Ernennung des Bistums Kaisersohns König Heinrich zum Reichsverweser gehörte, tritt Franken wieder deutlich hervor. Wichtig diplomatische Verhandlungen mit Gewandten des Kaisers von Byzanz fanden im Mai 1188 in Nürnberg statt; dort wurde auch im Dezember das Gesetz gegen die „Mordkammer“ erlassen, der „Schildbrief“, wie eine schwäbische Quelle sagt, das dem Frieden im Reich während der Dauer des Kreuzzuges sichern sollte. Nürnbergs seitwärts gewandtes Gesicht wird wieder klar erkennbar. Am 1. Mai 1189 verließ der große Kaiser Würzburg, begleitet von Bischof Gottfried, auf dessen diplomatische Begabung und Erfahrung der Kaiser bei den voranteligen Verhandlungen mit den Oströmern und Seldschuken nicht verzichten zu können glaubte, und von Graf Gerhard v. Bismeck in Regensburg sammelte sich das Heer, wohl auch Mannen des Meraniers Berthold III., der mit auszug das heilige Grab zu betreten. Dieses Ziel hat der Kreuzzug nicht erreicht. Der Kaiser erkrank am 18. Juni 1190 im Saleph in Kleinasien; Bischof Gottfried stach an Antiochien; den Bismecker erlitt der Tod 1191 zu Akkon. Gerade diese Feste sollte von weltgeschichtlicher Bedeutung sein, auch für Franken; denn im Kampf um sie trat der Deutsche Ritterorden ins Leben.

Wir haben inne und Mäßen rückwärts. Die Regierungszeit Friedrich Barbarossas, zumal die drei Jahrzehnte von 1152 bis 1190, erscheinen uns als Frankens glänzendster Zeitalter. Glänzend die Reihe der Reichstage und Hofeste, die Franken erlebte: der Reichstag zu Würzburg 1152; das Osterfest zu

Bamberg 1153; der Fürstentag zu Würzburg 1155 unter dem eben gekrönten Kaiser; seine Vermählung mit Beatrice von Burgund zu Würzburg 1156; die Schwereite des jungen Herzogs Friedrich von Rothenburg zu Würzburg 1157; die der Kirchenpolitik geltenden Hofstage des Jahres 1163 zu Würzburg und Nürnberg; der Hofstag zu Bamberg 1164 und der Reichstag zu Würzburg 1165, auf denen die kaiserliche Politik Rainalds von Dassel das Reich und England zum Kampf gegen den Papst zusammenzuschließen versuchte; der Würzburger Reichstag von 1168, der den Spannungen in Niedersachsen gilt; der zu Nürnberg 1169; dann der Hofstag gegen Heinrich den Löwen zu Würzburg 1180b endlich die dem Keuzzug gewidmeten Hofstage zu Nürnberg und der Aussitz zum heiligen Land aus Würzburg. Glimmer auch die Reihe der fränkischen Fürsten, die treu zu ihrem Kaiser standen: unter den Würzburger Bischöfen Gebhard (1151—59) und Heinrich II. (1159—65), Teilnehmer an dem zweiten Italienzug; Harold (1165—1171), der Vollerbe der Würzburger Dom; Reinhard (von Absenberg?), Teilnehmer am 3. Italienzug (1171—1184), und dann wohl der bedeutendste dieser Zeit Gottfried I. v. Spitzberg, der Diplomat der Spätzeit Barbarossa (1184—1190). In der Frühzeit aber stand der Bamberger Bischof Eberhard II. (1167—1172) dem Kaiser als Berater und als Gegenspieler Rainalds v. Dassel außerordentlich nahe; hinter ihm treten seine Nachfolger stark zurück: Hermann II. (1172—77), Teilnehmer am 5., und Otto II., der Ansbauer (1177—86), Teilnehmer am 6. Italienzug. Unter den weltlichen Fürsten Frankens leuchtet in jugendlichem, zugleich verklärtem Glanz die Gestalt des kaiserlichen Neffen, des Herzogs Friedrich von Schwaben, auch „von Rothenburg“ genannt, der seine Treue zum Reich mit dem Tod in Rom versetzten Gefallen an dem vierten Italienzug 1167 bezeugte. Im allmählichen Mährischen erstellten sich die weltlichen Grafen- und Herrschaftsschlechter, die von Rieneck und Wertheim, von Castell und Hohenlohe nur mühsam trotz ihrer Kaisertrou, da eingeengt und bedrückt von Würzburgs Bischöfen; diesen worden nur die Grafen von Henneberg, nicht zum wenigsten durch das Amt des Burggrafen von Würzburg, das sie von 1191 bis 1241 innehaben, zu gefährlichen Nachbarn. Im jüngererbesten fränkischen Kaiserland setzen sich westlich an der Tauber und Würnitz die Herren von Hohenlohe fest, entwickeln sich anscheinend die Grafen von Absenberg mit 1128 zum führenden Geschlecht zwischen Bamberg und Guntzenhausen; aber nach 1159 verschwindet diese Familie aus den Urkunden. Umso starker steigen im jüngsten Bedingungsland „auf dem Gehärg“ des Nordostens mit Berthold II. (1151—55) und Berthold III. (1155—1204) die Grafen von Ansbach, Herren der Pfalzgrafschaft, Markgrafen von Istrien, Herzöge von Meranien, getragen von kaiserlicher Gunst, zum glänzendsten Fürstengeschlecht Frankens auf, das auch noch mit Otto II. des Bischof Bamberg bestand. Als weiteres zusammenfügendes Band konnte der Vertrag wirken, der mit kaiserlicher Bestätigung zwischen Mggl. Berthold II. und der Bamberger Kirche über die Eben beiderseitiger Ministerialen geschlossen wurde.